

Ich, Bakoo

HUBERT WIEST



L MOCO

HUBERT WIEST
ICH, BAKOO [baku:]



Hubert Wiest, geboren 1964, erfindet und schreibt Geschichten für Kinder und Teenager. Zusammen mit Nina von Stebut produziert er Hörbücher und den Podcast Radio Lomoco.

Nach der Ausbildung zum Werbekaufmann, dem Besuch der Bayerischen Akademie der Werbung und einigen Semestern BWL-Studium gründete Hubert Wiest in den neunziger Jahren die Internetagentur FREIRAUM Multimedia. Er führte sie durch die stürmische New-Economy der Jahrtausendwende. Später arbeitete er als Marketing- und Vertriebsleiter für internationale Unternehmen. Nach drei Jahren in Hongkong lebt er seit 2011 mit Nina von Stebut, drei Kindern, sowie den Hunden Pepsi und Cola in Sydney.

HUBERT WIEST

Ich, Bakoo [baku:]

Copyright © 2014 Hubert Wiest
www.lomoco.de
info@lomoco.de

Titelgestaltung: Mo Büdinger

Kontakt:
Literarische Agentur Hoffman GmbH
Roswitha Kern
Landshuter Allee 49
D-80637 München

Lektorat: Christina Krey

All rights reserved.
ISBN: 9781497369207

Für Nina, Janek, Ben und Lola

1 HOHER BESUCH

Natürlich wusste ich, dass sie eines Tages kommen würden ihn zu holen. Aber warum musste es ausgerechnet heute sein? Jurlan hätte noch ein Jahr warten können oder zwei. Die ersten Sonnenstrahlen glühten orangerot über den Bergrücken. Minus sieben Grad zeigte mein Computer an, aber es würde nicht lange dauern, bis die Sonne die Wüste in einen Backofen verwandelt hätte.

Jurlans Gleiter feuerte einen zischenden Bremsstrahl ab und setzte direkt vor der Tellois-Station auf. Ich wusste, dass es Jurlan persönlich war. Den schwarzen Gleiter mit dem goldenen Avoca-Emblem flog nur er selbst. Papa sagte immer, es ist eine riesige Ehre, wenn Jurlan uns besucht. Viele Leute arbeiteten für Jurlan. Er war der reichste Mann auf dem Planeten, und der Interstellare Verwaltungsrat hatte ihn zum Honorargouverneur berufen. Irgendwie mochte Jurlan Papa. Die Leute von der Ersten Flotte müssen zusammenhalten, hatte Jurlan einmal zu Papa gesagt und ihn ganz fest umarmt, so wie man es mit Freunden macht. Ich wusste natürlich nicht, ob Jurlan wirk-

lich Freunde hatte, aber sein Feind sollte man besser nicht sein. Papa und Jurlan waren vor dreißig Jahren im allerersten Raumschiff nach Cambrium gekommen, um ihr Glück zu machen. Das schweiß zusammen.

Wie fast jeden Morgen war ich schon vor Sonnenaufgang draußen. Dann konnte ich noch die letzten Sterne sehen. Ich liebte den türkisfarbenen Spiralnebel der Hembrium-Galaxie. Immer wenn ich ihn entdeckte, war mein Glückstag. Heute hatte ich ihn nicht gesehen. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und kraulte Muunabat hinter dem Ohr. Ein wenig Spucke tropfte zwischen seinen dolchlangen Zähnen aus dem Maul. Ja, Muunabat sabberte. Ein bisschen zumindest. Aber ansonsten war Muunabat das perfekte Avoca – mein Avoca.

„Du bleibst bei mir. Immer!“ Ich tätschelte ihm die Flanke. Dann hielt ich mich an seiner krallenbewehrten Pranke fest und schwang mich auf seinen Rücken. Muunabat schnaubte.

„Komm, wir drehen eine Runde.“ Ich tat so, als wäre es ein ganz gewöhnlicher Morgen, so wie jeder andere hier draußen in der Wüste. Alle dreihundert-dreiundachtzig Tage liefen gleich ab. Nur wenn ein Regenjahr kam, veränderte sich alles. Aber das gab es selten genug. Obwohl ich schon fünfzehn war, hatte ich erst zwei erlebt.

Muunabat trabte auf seinen Hinterbeinen los. Natürlich konnten Avocas auch auf allen vieren laufen, aber das taten sie ungern. Dann ragte ihr Po so komisch in die Luft. Ihre Vorderbeine waren viel kürzer. Ich hielt mich an Muunabats zotteligem Fell fest. Für jemanden, der sich nicht mit Avocas auskannte, mochte es ein wenig brutal aussehen. Aber das Fell der Avocas war verdammt unempfindlich. Nicht um-

sonst lebten sie in der Wüste, wo tagsüber fünfzig Grad glühten und die Temperatur nachts auf minus dreißig fiel oder es noch kälter wurde. Ganz abgesehen von den elektromagnetischen Sandstürmen. Dann ging nichts mehr. Alle Flügel wurden eingestellt und ohne Schutzanzug fetzte einem der Sturm Haut und Fleisch von den Knochen. Nur den Avocas machte es nichts aus. Die riesigen Tiere kauerten sich auf den Boden, schlossen Augen und Nase und legten die Ohren an. Muunabat hatte sich noch nie beschwert, dass ich mich an seinem Fell festhielt. Überhaupt hatte Muunabat das schönste Fell, wenn man sich nicht daran störte, dass es voller Sand war. Die meisten Avocas waren rot oder orange. Manche hatten dunkelbraunes Fell. Ich habe auch schon schwarze gesehen. Aber Muunabats Fell war schneeweiß mit braunen Flecken, lang und zottelig. Sein Kopf war braun, als hätte Muunabat ihn in einen riesigen Eimer Schokocreame gesteckt. Seine Nasenspitze glänzte pechschwarz. Mit seinen dunklen Kulleraugen und den schwarzgeränderten Knickohren sah Muunabat irgendwie süß aus. Aber das war er nicht. Avocas waren Raubtiere. Oft genug passierten Unfälle, wenn sich unerfahrene Reiter vom niedlichen Äußeren der Avocas täuschen ließen. In einem Rudel nahmen es wilde Avocas sogar mit Sandgorgonen auf.

Wie immer baumelte meine Quappa an der Seite. Aber ich verwendete die Peitsche mit dem durchsichtigen langen Faden nicht, um Muunabat zu kontrollieren. Das brauchte ich nicht. Muunabat verstand, was ich wollte. Und er gehorchte mir.

Ich schob mein linkes Knie in Muunabats Seite und wir zogen eine weite Kurve in die kleine Schlucht des Sandsteingebirges. Das alles gehörte zur Tellois-Station. Wenn Jurlan und Papa mich nicht sahen,

würden sie Muunabat vielleicht einfach vergessen. Bestimmt war Jurlan nicht wegen Muunabat hier. Ich würde den ganzen Tag mit Muunabat draußen in der Wüste bleiben und erst abends zurückreiten, wenn Jurlan wieder abgereist war. Muunabat raste durch die Schlucht. Er sprang über Felsen. Kaum ein Brocken war ihm zu groß. Muunabat war verdammt schnell. Und genau darum ging es Jurlan. Er kaufte seine Renn-Avocas bei Papa. Weil wir auf der Tellois-Station Renn-Avocas züchteten, deswegen mochte er Papa.

Ich griff nach meinem Computer. Das kleine Kästchen hing immer um meinen Hals. Von klein auf hatten die Eltern uns eingeschärft, niemals ohne Computer das Haus zu verlassen. Hier draußen sah fast alles gleich aus, zumindest am Tag. Nur die Rottöne des Sands änderten sich. Mal leuchtete der Sand in grellem Orange, dann wieder ziegelrot oder cognacfarben. Aber die Farbmuster machten eine brauchbare Orientierung unmöglich. Jeden Tag setzte der Wind die Muster neu zusammen wie ein Kaleidoskop. Nachts hingegen sah ich Sterne und wusste genau, wo ich war. Ich schaltete meinen Computer aus und ließ ihn baumeln. Jetzt durfte mich Papa nicht erreichen.

Ich hörte den trommelnden Galopp eines Avocas. Ich hörte schon sein Schnauben. Da schoss es in eine Sandwolke gehüllt in die Schlucht.

Ich drückte Muunabat meine Fersen in die Seite, nur ein bisschen, das reichte. Muunabat schien über den Wüstenboden zu fliegen.

„Bleib endlich stehen, du Idiot“, hörte ich Rango hinter mir schimpfen.

Ich hätte es ahnen können, dass mein blöder Bruder mir wieder einmal nachspionierte. Warum konnte

er mich nicht in Ruhe lassen? Widerwillig bremste ich Muunabat ab.

„Was willst du?“ Ich tat so, als hätte ich keine Ahnung, worum es ging. Rango spuckte aus. Wie sein Avoca war er völlig außer Puste.

Überhaupt führte sich Rango ziemlich auf, seit ihm Jurlan einen Platz an der Avoca-Schule angeboten hatte. Papa hatte mich nicht einmal gefragt, ob ich auch dorthin gehen wollte. Natürlich träumte ich davon, Avoca-Jockey zu werden, an den großen Rennen teilzunehmen, verdammt viel Geld zu verdienen und Autogrammkarten zu schreiben. Mama hatte wenigstens gesagt, dass ich nächstes oder übernächstes Jahr probieren könnte, aufgenommen zu werden. Aber Papa hatte nur wie ein Avoca geschnaubt, als hielte er Mamas Idee für Blödsinn.

„Komm endlich mit!“ Rango ritt das himbeerrote Avoca mit dem orangefarbenen Stern auf der Stirn. Er hatte sich geweigert, dem Tier einen Namen zu geben. Das würde er erst nach der Anpassung machen. Er hielt dem Tier seinen Wanda an den Hals. Das Avoca schien genau zu wissen, dass Rango nicht zögern würde, ihm einen Stromstoß zu versetzen, wenn es nicht gehorchte. Ich wusste, Rango dachte nicht einmal darüber nach. Er setzte den Wanda immer ein, wenn es seiner Meinung nach hilfreich war.

„Warum soll ich mitkommen?“ Ich wandte mich von meinem Bruder ab. Muunabat drehte sich auf meinen leisesten Wunsch.

Rango drückte den Wanda tief in das Fell seines Avocas, bestimmt feuerte er eine Ladung ab. Sein himbeerrotes Avoca fauchte. Es hatte sich noch nie mit Muunabat verstanden. Muunabat wich keinen Millimeter zurück, obwohl er fast einen Kopf kleiner war. Er zog seine Oberlippe links hoch, als wollte er

sagen: Hau ab! Er hielt es unter seiner Würde zu knurren oder zu fauchen. Seine weißen Fangzähne blitzten in der Sonne.

„Komm endlich mit!“ Rango hielt seinen Wanda jetzt auf mich gerichtet. Natürlich war er zu weit entfernt, aber Angst hatte ich trotzdem. Rango musste mir immer beweisen, dass er alles besser konnte. Seit einem halben Jahr war ich größer als Rango, obwohl er älter war. Das machte es nur noch schlimmer. Rango hasste es, zu mir aufzuschauen.

Letzten Monat hatte Rango die Nachricht bekommen, dass die Avoca-Schule ihn aufnahm. Ich hatte gedacht, es würde besser werden. Er hatte es schließlich geschafft, mich für immer zu übertrumpfen. Aber Rango hackte nur auf mir herum und ließ keine Gelegenheit aus, mich fertigzumachen. Er würde mich niemals in Ruhe lassen.

„Komm mit! Sonst...“

Dieser Idiot, er würde es bestimmt Papa sagen. „Na gut“, murmelte ich und wendete Muunabat.

Schweigend ritten wir zurück. Jurlan und Papa standen vor der Koppel und besahen sich zehn Avocas, die Papa für ihn ausgesucht hatte. Jurlan, der sonst immer lachte, machte ein unzufriedenes Gesicht und strich über seinen Walrossbart. Papa, breit gebaut wie ein Ringer und vom rauen Leben auf der Tellois-Station bestimmt nicht schwächlich, zog seine Schultern ein und wieselte wie ein Schuljunge um Jurlan herum.

„Die Dürre dauert jetzt schon das fünfte Jahr“, hörte ich Papa sagen. „Wie sollen da die Avocas gedeihen. Sie passen sich dem Klima an. Es gibt kaum Futter.“

„Dann musst du eben welches kaufen.“

„Gewiss, gewiss.“

Natürlich wusste ich, dass Papa die Avoca-Zucht auch schon mit zugekauftem Futter versucht hatte, aber das mochten die Tiere nicht. Auch wenn sie auf den ersten Blick wie hungrige Allesfresser wirkten, waren sie äußerst wählerisch. Papa warf mir und Rango einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Ich hatte doch gesagt, dass ihr euch heute Morgen zur Verfügung halten sollt.“

„Musste Bakoo und sein Avoca einfangen. Die wollten abhauen.“

Nun galt Papas ärgerlicher Blick nur noch mir.

„Jetzt bringt eure Avocas endlich auf die Koppel zu den anderen.“

Gehorsam öffnete Rango das Gatter und dirigierte sein himbeerfarbenes Avoca hinein. Er ließ sich vom Rücken des Tieres rutschen und trieb es mit seinem Wanda zu den anderen. Das Tier schüttelte sich und fauchte.

Rango kam zurück und streckte Jurlan die Hand unsicher entgegen. Ein bisschen wie Papa sah Rango jetzt aus. Er zog seinen Kopf wie eine Schildkröte ein.

„Nicht so förmlich, mein Junge.“ Jurlan umarmte meinen bescheuerten Bruder, als wären sie die besten Freunde. „Willkommen auf der Überholspur, du Star-Jockey von morgen.“ Ein Grinsen zog sich über Jurlans Gesicht, als er wieder zur Koppel blickte. „Na, das sieht doch schon viel besser aus. Ich bin zwar kein Freund von himbeerfarbenen Avocas, aber der Körperbau gefällt mir. Ein echter Riese, trotzdem nicht zu plump. Der bringt bestimmt einiges an Geschwindigkeit in der Arena.“

Rango strahlte wie ein polierter Weihnachtsapfel.

Papa nickte erleichtert. „Bring endlich das gescheckte Tier auf die Koppel“, zischte er mir zu.

„Muunabat gehört mir.“

„Quatsch nicht rum! Mach endlich!“

Widerwillig stieg ich ab und ging in die Koppel. Ich musste mich nicht umdrehen. Ich wusste, dass Muunabat mir folgen würde. Meine Quappa brauchte ich dazu ganz bestimmt nicht.

Als ich Muunabat bei den anderen Tieren zurückließ, sah ich ein Leuchten in Jurlans Augen. Er pffte durch die Zähne, packte Papa am Arm und zog ihn zu sich. Seine andere Hand hatte er um Rangos Schulter gelegt. Wie im Schwitzkasten sahen die beiden aus. Jurlan lachte rau.

„Mein lieber Ervan, da hast du mich ganz schön auf die Folter gespannt. Ich dachte schon, die Tellois-Station geht den Bach hinunter, aber das Himberrote und das Weißgescheckte sind richtige Prachtexemplare. Das sehe ich doch sofort. Nicht genug Futter – so ein Quatsch. Du hast mich auf den Arm genommen. Ich mag das. Wir von der Ersten Flotte sind aus demselben Holz geschnitzt. Du bist und bleibst der beste Avoca-Züchter auf Cambrium – und der gerissenste.“

Papa grinste verlegen. Bei Jurlan benahm sich Papa immer so komisch.

Ängstlich blickte ich Muunabat nach. Seine dunklen Augen glänzten. Er sah traurig aus. Das himbeerrote Avoca fauchte Muunabat schon wieder an. Die beiden zusammen, das ging einfach nicht.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen. Obwohl Jurlan ein- oder zweimal im Jahr zu uns kam, wusste ich nicht, ob er sich meinen Namen gemerkt hatte. Ich trat zwischen Papa und Jurlan, holte ganz tief Luft und sagte: „Nein.“

Jurlan blieb für einen winzigen Augenblick das Lachen im Halse stecken und Papa schwieg betreten.

„Ich verkaufe mein Avoca nicht. Es gehört mir.“

Sofort hatte sich Jurlan wieder im Griff und lachte weiter. Er schien mich einfach zu übersehen. „Also die beiden nehme ich, die haben Potenzial. Ist das Weißgescheckte schon angepasst, weil es einen Namen trägt?“

„Nein, das ist nur eine Kinderei“, wiegelte Papa ab und schob mich zur Seite. Er fiel in Jurlans Lachen ein und fragte: „Nimmst du die Avocas so mit, oder soll ich sie einpacken?“

Jurlan hielt sich den Bauch und lachte Tränen. Immer wieder patschte er Papa auf die Schulter.

Noch nie hatte ich gehört, wie Papa Jurlan duzte. Meistens vermied er es, ihn anzusprechen.

Da kam Mama aus dem Haus. Vor ihr schwebte ein Kühltablett mit Getränken. Ein paar Häppchen hatte sie auch vorbereitet.

„Ihr habt sicher Durst und Hunger. Ist wieder so ein staubiger Wüstentag.“

„Elora, schön dich zu sehen. Du siehst gut aus.“

Mama lächelte still. Ihre Augen strahlten, aber die grauen Haare, die sie immer zu einem eng geflochtenen Zopf gebunden trug, konnten nicht über das harte Leben auf der Tellois-Station hinwegtäuschen. Viele Sandstürme und die Arbeit hatten längst Furchen in ihr Gesicht gegraben und dann natürlich der Herzinfarkt damals ...

„Ich liebe sie, deine Kanapees mit Echsenzungen. Rotkopfechsen?“

Mama nickte.

„Ja, Rotkopfechsen. Hab ich gestern selbst gejagt, Herr Jurlan“, meldete sich Rango, dieser Schleimer.

Jurlan nahm ein Echsenzungenkanapee und biss ab. Er schloss die Augen. „Herrlich, die sind um Klassen besser als das Zeug, das sie überteuert in der Stadt verkaufen.“ Dann zog Jurlan seine buschigen

Augenbrauen in der Mitte hoch und wandte sich an Rango. Er hielt seine Hand ans Herz und sagte mit zitternder Stimme: „Aber du musst mich nicht siezen, mein Junge. Dein Papa und ich sind schließlich zusammen auf der Ersten Flotte hierhergekommen.“

Rango blies sich auf wie ein Ochsenfrosch. Ich versuchte den gelangweilten Blick, den ich mir von Muunabat abgeschaut hatte. Vor Rango würde ich ganz bestimmt nicht einknicken.

Hilfe suchend wandte ich mich an meine Mutter: „Ich verkaufe Muunabat nicht. Er gehört mir.“

Meine Mutter streckte den Arm aus. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und streichelte mir über den Kopf. Das tat sie nicht mehr so gerne, seit ich Rastazöpfe trug. Sie sagte, die fühlten sich an wie kleine Sandgorgonen. Sie mochte meine Frisur nicht. Ich sollte mir die Haare schneiden lassen. Rango hätte eine ordentliche Frisur. Das wäre viel pflegeleichter und sähe flott aus. Ich wollte nicht flott aussehen. „Bakoo, ich weiß, dass du das gefleckte Avoca magst. Aber gibt es eine größere Ehre, als von Herrn Jurlan ausgewählt zu werden? Wir haben Hunderte von Avocas gezüchtet. Die besten und schnellsten von ihnen stehen hier in der Koppel und Jurlan möchte ausgerechnet dein Mumbatt kaufen. Du bekommst einfach ein neues Avoca, wieder ein geflecktes, und kannst es Mumbatt zwei nennen.“

„Mama, du spinnst. Ich suche mir auch keine neue Mutter und nenne sie Mama zwei. Außerdem heißt es Muunabat!“

Meine Mutter sah enttäuscht zu Boden.

„So redest du nicht mit Elora. Du entschuldigst dich auf der Stelle“, fuhr mein Vater dazwischen.

Und Rango strahlte, als hätte er gerade im Lotto gewonnen.

Jurlan hob beschwichtigend die Hände. „Meine Freunde, meine Freunde, beruhigt euch! Ich kann deinen Zorn verstehen, Bakoo. Du hast dich jahrelang um dieses wunderbare Tier gekümmert und es zu dem gemacht, was es heute ist. Aber trotzdem solltest du dich bei deiner Mutter entschuldigen, Bakoo. Sie meint es doch nur gut mit dir. Ich war in deinem Alter auch nicht anders. Damals haben wir auch ein paar verrückte Dinger gedreht, nicht wahr Ervan?“

Meinem Vater blieb der Mund offen stehen und er sah Jurlan mit großen Augen an. Ganz offensichtlich hatte mein Vater keine Ahnung, was für krumme Dinger Jurlan meinte.

„Das heißt, ich darf Muunabat behalten?“

„Wie alt bist du eigentlich?“

„Fünfzehn“, sagte ich trotzig.

Jurlan räusperte sich, dann machte er seine Augen ganz klein wie zwei blaue Laser. „Mein Junge, in diesem Jahr findet die interstellare Avoca-Meisterschaft bei uns in Gazmata statt, ein Heimspiel. Ich muss das Rennen vor M’Poah und den Oligarchen der anderen Planeten gewinnen. Dafür brauche ich die besten Avocas. Ich bezahle deinen Vater für die Tiere und ihr könnt gut davon leben.“

Papa nickte. Mit brüchiger Stimme sagte er: „Jurlan, ihr, also du bezahlst immer einen fairen Preis. Wir können uns viel leisten. Letztes Jahr haben wir das neue Wohnhaus auf der Tellois-Station gebaut.“

Papa deutete auf die verspiegelte Kuppel. Schön war unser Haus bestimmt nicht, wie ein umgestürzter Wackelpudding sah es aus. Aber ich musste zugeben, die Ausstattung war spitze, der eigene Riesenpool mit Surfanlage, die Holospielwelt und die riesigen Zimmer.

Ich kämpfte mit den Tränen. „Nein, nicht Muunabat“, schrie ich.

Muunabat drehte seinen Kopf in meine Richtung und schnupperte. Natürlich konnte er mich auf diese Entfernung riechen. Mama nahm mich in den Arm und versuchte, mich zu trösten. Ich wehrte mich.

Für Jurlan schien die Sache damit geklärt. Er wandte sich Papa zu und zu Rango, der wie ein Wackeldackel nickte.

„Ich würde gerne das Himbeerrote und das Gescheckte in Bewegung sehen. Rango, kannst du sie in der Koppel reiten und mir vielleicht ein paar Sprünge zeigen? Ab morgen in der Avoca-Schule wird das sowieso dein tägliches Brot sein.“ Er klopfte meinem Bruder auf die Schulter. Rango verschluckte sich. Das geschah ihm recht, diesem Angeber.

Nun war es Mama, die weinte. Sicher wegen Rango, der mit Jurlan nach Gazmata fliegen würde in die Avoca-Schule. Das war das einzig Gute an der Sache, dass ich meinen Bruder nun nur noch ein- oder zweimal im Jahr sehen musste. Aber der Preis war zu hoch. Ich würde Muunabat nicht hergeben. Ganz bestimmt nicht.

Breitbeinig, als wäre er zu viele Stunden auf einem Avoca geritten, schritt Rango in die Koppel. Er versuchte seinen Kopf lässig im Wüstenwind zu schütteln, aber irgendwie sah es verunglückt aus. Er klinkte seinen Wanda aus dem Gürtel aus und ließ ihn wie einen Propeller in der Hand wirbeln. Die Elektroladung zischte. Eine blaue Flamme strich über die Spitze.

„Berühr Muunabat nicht mit dem Wanda“, brüllte ich ihm nach. „Hörst du: niemals!“

Rango konnte mich nicht überhören, aber er tat so. Sein himbeerfarbened Avoca trabte auf ihn zu.

Rango zog sich mit einer Hand an der Vorderpfote des Tieres hoch und ließ sich in den Sattel gleiten – dieser Angeber. Er warf mir einen spöttischen Blick zu. Dann bohrte Rango seinen Wanda in das Fell des Tieres. Bestimmt drückte er ab. Fauchend schüttelte sich das Avoca, dann rannte es direkt auf Muunabat zu.

2 KEINE SCHULE

Nervös rutschte Alelia auf ihrem Stuhl hin und her. Sie wusste, dass Jermo große Schwierigkeiten bekommen würde, wenn er wieder einmal den Unterricht schwänzte. Alelia war acht Jahre alt und ihr Bruder Jermo sieben. Meister Tschaar trat durch die Tür der niedrigen Kuppel und schritt ans Pult in die Mitte. Dort war der einzige Platz, wo der lange Tschaar einigermaßen aufrecht stehen konnte. Er ging immer ein wenig vornübergebeugt. Sein großer Kopf mit der gebogenen Nase schien fast zu schwer für den ausgemergelten Körper. Aber das täuschte, denn Tschaar war ein erfahrener Gorgonen-Jäger und ihr Lehrer in der schwebenden Stadt. Wie fast alle Laikaren hatte er rötliche Haare. Seine leuchteten mandarinenfarben. Tschaar drehte seinen Kopf mit einem Ruck nach links. Seine winzigen Augen fixierten Alelia.

Verdammt, wo blieb Jermo nur? Er konnte es nicht vergessen haben. Heute hatten sie nach Wüstenkunde praktischen Unterricht in Avoca-Pflege. Sie würden hinausgehen in die Sandsteinhöhlen, zum

allerersten Mal. Das durfte Jermo nicht verpassen. Seit Wochen schon machte Tschaar ein riesiges Brimborium darum.

„Wir wiederholen heute in Wüstenkunde die Lebenswelt der Laikaren.“

Tschaars Blick zuckte über die Kinder hinweg.

„Wer weiß hierzu etwas?“

Niemand meldete sich. Nur damit der Unterricht schneller vorbei war, streckte Alelia ihren Arm in die Höhe.

„Alelia, sehr gut. Bitte.“

„Wir Laikaren führen ein Nomadenleben. Das heißt wir ...“

Tschaar schien sie plötzlich nicht mehr zu hören. Sein Blick klebte an dem leeren Stuhl neben ihr, auf dem Jermo sitzen sollte. Alelia sah, wie jeder Pulsschlag mehr Blut in Tschaars Gesicht pumpte. Es glühte dunkelrot. Ein paar Kinder aus der ersten Reihe kicherten.

„Na, wo ist unser Schwänzer heute? Zum fünften Mal in diesem Schuljahr zieht der Herr es vor, etwas anderes zu tun, als zu meinem Unterricht zu erscheinen“, fauchte Taschaar.

Alelia zupfte ihre aubergineroten Haare, die in alle Richtungen abstanden, vors Gesicht.

„Jermo ist krank“, murmelte sie und wusste ganz genau, warum Jermo heute nicht kam.

Tschaar schüttelte den Kopf, beließ es aber dabei. „Alelia, was wolltest du über unsere Lebensweise berichten?“

„Laikaren leben in der Wüste von der Solrit-Suche, dem wertvollsten Edelstein der Galaxie, und von der Gorgonen-Jagd. Laikaren ziehen in schwebenden Städten umher.“

„Sehr gut, Alelia. Danke.“

„Wer kann uns mehr zu den schwebenden Städten erzählen?“

Ein Junge mit tomatenroten Haaren aus der ersten Reihe meldete sich.

„Ja bitte.“

„Vor zweihundert Jahren zogen die Laikaren nur auf Avocas durch die Wüste. Ihre einfachen Zelte boten kaum Schutz vor Gorgonen und Sandstürmen. Dann wurden die Wohnkuppeln erfunden, so wie sie heute verwendet werden. Sie sind über ein Röhrensystem verbunden und halten Sandstürmen der höchsten Kategorie stand. Die Wohnkuppeln sind mit Pentussek-Generatoren ausgestattet. Sie schweben, um Schutz vor Gorgonen zu bieten, und lassen sich an neue Plätze bewegen, wenn die Avocas keine Nahrung mehr finden oder andere Stellen für die Solrit-Suche günstiger erscheinen. Die Laikaren-Siedlungen werden deshalb auch schwebende Städte genannt.“

„Vielen Dank. Das hast du ausgezeichnet zusammengefasst“, sagte Meister Tschaar. „Wisst ihr eigentlich, dass Solrit-Vorkommen selbst mit aufwändigen Bodenuntersuchungen nicht vorhergesagt werden können? Es gibt keine bestimmten Gesteinsschichten, in denen Solrit vorkommt. Das macht es so schwierig, diesen Edelstein zu finden. Die großen Minengesellschaften wie Bromstar-Mining hätten die Maschinen, um den Boden zu durchwühlen und fein säuberlich zu sieben. Aber für sie ist es viel zu teuer und das Risiko zu groß, über Jahre hinweg keinen Erfolg zu haben. Für uns Laikaren ist das nicht so wichtig, denn wir leben auch von der Sandgorgonen-Jagd ganz gut. Wer von euch weiß, wie lange wir Laikaren schon auf Cambrium leben?“

Kein einziger Finger reckte sich nach oben. Auch Alelia hatte keine Ahnung. Sie blickte angestrengt auf

ihren Tisch.

„Kinder, Kinder“, tadelte Meister Tschaar. Er machte Falten auf der Stirn, kaute mit seinen gelben Biberzähnen auf der Unterlippe und schüttelte ungläubig den Kopf. Als immer noch niemand antwortete, erklärte er feierlich: „Wir Laikaren waren die allerersten Bewohner auf Cambrium. Dreitausend Jahre vor der sogenannten Ersten Flotte hatten die Laikaren den Planeten längst besiedelt. Cambrium ist der Planet der Laikaren. Seit dieser Zeit kümmern sich die Laikaren um die Wüste und sorgen dafür, dass die nächste Generation genug zum Leben vorfinden wird.“

Meister Tschaar rieb mit Daumen und Zeigefinger an seiner Nasenwurzel. Nachdenklich starrte er geradeaus.

Mann, war das langweilig. Genervt trommelte Alelia mit den Fingern auf die Tischplatte. Wie fast alle anderen konnte sie es nicht mehr erwarten, bis endlich die erste Stunde der praktischen Avoca-Pflege begann. Nur Jermo drückte sich davor. Ihr kleiner Bruder hasste Avocas. Er hatte schrecklich Angst vor den Tieren. Klar, es kam immer wieder zu tödlichen Unfällen mit Avocas. Die Tiere wurden fast drei Meter groß. Aber Meister Tschaar würde sie nur mit Jungtieren arbeiten lassen. Solange die Avocas noch keine Teenager waren, benahmen sie sich anständig. Und vor den messerlangen Zähnen und den Klauen durfte man sich einfach nicht fürchten.

In diesem Augenblick heulte die Sandgorgonen-Sirene auf. Alelia krallte sich am Stuhl fest. Sie hasste es, wenn die schwebende Stadt zur Sicherheit ein paar Meter nach oben schoss. Das machte so ein bescheuertes Gefühl im Bauch. In anschwellenden Tönen schrillte die Sirene und dann dröhnte ein dumpfer

gleichbleibender Ton aus dem Lautsprecher.

Meister Tschaar schmunzelte: „Kinder, das ist kein Gorgonen-Alarm. Unsere Jäger kehren zurück.“

Ohne dass Alelia auf Meister Tschaars Erlaubnis gewartet hätte, sprang sie auf und stürmte mit den anderen Kindern nach draußen. Wenn die Jäger zurückkamen und einen Sandgorgonen erlegt hatten, war Festtag. An so einem Tag wurde nicht mehr gearbeitet.

Die glitzernden Wohnkuppeln schwebten am Fuß eines Berges, der aussah, als wäre er verrostet. Die Kuppeln waren über Röhren verbunden und zogen sich im Halbkreis um einen weinroten Sandplatz. Der ganze Clan hatte sich dort versammelt. Alelia drängte sich durch die Reihen der Erwachsenen. Sie musste nach ganz vorne, um Dipplibällchen zu bekommen. Die Jäger verteilten immer diese köstlichen Süßigkeiten.

Doch diesmal war alles anders. Nur zwei Jäger saßen noch auf ihren Avocas. Sie schienen sich kaum halten zu können. Ihre Gesichter waren grau und eingefallen. Einer blutete am Arm. Der andere hatte eine zerfetzte Hose. Die beiden zogen Flyboards hinter sich her. Regungslos lagen die anderen Jäger darauf.

„Sind sie tot?“, kreischte eine Frau.

Die beiden Jäger schüttelten ihre Köpfe.

„Sie leben noch. Hoffentlich kommen sie durch. Gegen die riesigen Sandgorgonen hatten wir keine Chance. Sie haben drei Avocas gerissen. Es war, als hätten die Bestien uns aufgelauert. Sie waren bestimmt dreißig Meter lang.“

Ein paar Laikaren brachten die Verletzten in die Klinikkuettel.

Da stupste jemand Alelia den Ellenbogen in die

Seite. Jermo stand neben ihr. Er versteckte sich hinter seinen dunklen Haaren, als könnte ihn so niemand sehen. Aber für solche Spiele war er wirklich zu alt.

„Bruderherz, du bist doch bescheuert, schwänzt den Unterricht und jetzt tauchst du hier auf. Warum machst du so einen Mist? Meister Tschaar tobt. Du kennst ihn doch.“

„Der hasst mich sowieso.“

„So ein Blödsinn. Bemüh dich zumindest! Überzeuge ihn!“

„Ich kann nicht. Vor den Viechern habe ich schrecklich Angst. Ich geh da nicht rein. Nicht zu den Avocas. Die sind ABSSCHEUSSLICH.“

Alelia zuckte mit den Schultern. „Dann sag ihm, dass du Angst hast.“

Jermo schüttelte seinen Kopf. „Tschaar versteht das nicht. Er kennt keine Angst.“

In diesem Moment fuhr eine magere Hand auf Jermo herab und packte ihn an der Schulter. Jermo schrie. Meister Tschaar schüttelte Jermo wie einen alten Teppich: „Schon wieder Schule geschwänzt. So geht das nicht weiter. Ausgerechnet heute, wo wir mit der Avoca-Pflege beginnen wollten.“

„Jermo, sag es ihm!“

Jermo schluckte seine Tränen hinunter. Er biss seine Lippen zusammen und brachte kein Wort heraus.

Alelia seufzte. Auch wenn Jermo nur ein gutes Jahr jünger war als sie, benahm er sich manchmal wie ein bockiger Dreijähriger. Aber da half auch das Schütteln nichts.

„Meister Tschaar, bitte lassen Sie Jermo los! Er hat den Unterricht nur geschwänzt, weil er furchtbare Angst vor den Avocas hat.“

Ohne Jermo loszulassen, hielt Tschaar inne.

„Angst? Vor den jungen Avocas? Die sind doch noch ganz klein.“ Ein tiefes Staunen breitete sich über sein Gesicht.

Bockig deutete Jermo ein Nicken an. Ein leises „ja“ zitterte über seine Lippen.

In Tschaars Gesicht flammte ein Lächeln auf. „Angst?“, fragte er. „Da kann dir geholfen werden.“

3 IN DER HÖHLE

Alelia atmete auf. Endlich hatte Meister Tschaar verstanden, worum es ging. Jermo wollte sich nicht vor dem Unterricht drücken. Er hatte schlicht und einfach Angst.

Tschaars Erstaunen wich einem breiten Grinsen. Aber den Griff um Jermos Schulter lockerte er kein bisschen.

„Jermo, dir kann geholfen werden. Warum war ich wohl einer der erfolgreichsten Sandgorgonen-Jäger in der Südwüste?“

Jermo schüttelte den Kopf. „Weiß nicht.“

Tschaar lächelte. Ganz leise, als sei es sein größtes Geheimnis, flüsterte er: „Weil ich gelernt habe, meine Angst zu besiegen.“

Jermo sah ihn erstaunt an. „Wie geht das?“

„Du musst aufsuchen, was du am meisten fürchtest. In deinem Fall sind es die Avocas.“

Jermo zuckte zurück. Doch Meister Tschaars Zangengriff kam er nicht aus.

„Ich traue mich nicht. Ich kann nicht. Avocas sind ABSCHUESSLICH!“

Tschaar lächelte. „Ich helfe dir. Ich bringe dich zu den Tieren. Lerne, deine Angst zu besiegen.“

„Nein, bitte nicht. Lassen Sie mich!“

Doch daran schien Tschaar überhaupt nicht zu denken. Er ging einfach los, nahm den kleinen Weg links neben der Schulkuppel, der zu den Sandsteinhöhlen führte. Achtlos zog er Jermo mit.

Alelia hänge sich an Jermos anderen Arm und versuchte, ihre Fersen in den Wüstenboden zu stemmen. Doch Tschaar zog auch sie einfach mit. Er steuerte direkt auf die Avoca-Höhle zu. Nicht dorthin, wo die Baby-Avocas mit ihren Müttern lebten, sondern in die Höhle nebenan. Hier waren die jungen Avocas untergebracht, die nicht mehr gesäugt werden mussten. Alelia mochte den Avoca-Kindergarten. Die Tiere waren unheimlich süß, aber frech, wenn man nicht mit ihnen umzugehen wusste. Wie sollte Jermo damit klarkommen?

„Hilfe!“, brüllte Jermo.

Ein paar Laikaren drehten sich um. Doch keiner hatte mehr als ein mitleidiges Kopfschütteln übrig. Sie kannten Tschaars Methoden. Der Lehrer genoss hohes Ansehen im Clan.

Alelia versuchte, ihre Füße an den Felsen vor der Höhle zu verspreizen. Ihre Arme, die sich an Jermo klammerten, wurden lang gezogen wie ein Gummiband. Ihre Schultergelenke brannten. Sie musste Jermo loslassen.

Jermo jammerte und heulte. Alelia stolperte hinter ihrem Bruder in die Höhle. Natürlich kamen die Avocas sofort angerannt. Das taten sie immer.

Alelia kraulte sie hinter den Ohren. Ihr Fell war noch viel weicher, als das der erwachsenen Tiere. Ein Avoca mit braunem Bärenkopf war rotzfrech. Es wischte mit seinen Pfoten nach Alelia. Die Krallen

waren dolchspitz. Alelia klopfte dem Avoca, das in etwa so groß war wie sie selbst, mit der Faust auf die Nase. Sie schüttelte den Kopf und fauchte ein energisches: „Nein.“

Mit einem Schmolmund zog das Bärengesicht ab. Da kam schon das nächste. Ein Nasenstüber von Alelia und das Tier tappte davon. Das funktionierte immer. Aufdringlichen Avocas musste man sofort die Grenzen aufweisen.

Jermo drängte sich ganz dicht an Meister Tschaar. Vor ihm hatten die Tiere Respekt. Sie hüpfen aufgeregt um ihn herum, aber keines traute sich näher zu kommen. Trotzdem hörte Jermo nicht auf zu heulen.

Unbarmherzig zog Meister Tschaar Jermo immer weiter. Hier hinten in der dritten Höhle war es stockdunkel. Alelia knipste das Licht ihres Computers an. Im Schein loderten Tschaars mandarinenfarbene Haare wie der Feuerkranz eines Racheengels.

„Ich will raus hier. Jetzt. Sofort.“ Jermo boxte Tschaar in die Seite. Tschaar hob den Jungen hoch und setzte ihn in einen Metallverschluss im hintersten Winkel der Höhle. Hierher kamen kaum noch Avocas. Die kleinen mochten die Dunkelheit nicht. Erst ausgewachsene Avocas kamen mit völliger Dunkelheit gut zurecht. Der Metallkäfig war eigentlich dazu gedacht, ungezogene Avocas zu disziplinieren. Das wusste Alelia aus dem Unterricht. Bibbernd hockte Jermo hinter dem Metallgitter. „Ich will raus hier“, wimmerte er.

Meister Tschaar lächelte gütig. „Du darfst jederzeit heraus. Ich sperre die Tür des Käfigs bestimmt nicht ab. Wenn du willst, kannst du gehen. In einer Minute bist du draußen.“

„Ich traue mich nicht. Ich habe solche Angst vor den abscheußlichen Avocas.“

„Spätestens morgen wird dich der Durst heraus-treiben, vorbei an den Avocas. Du wirst sehen Jermo, so eine Schocktherapie wirkt Wunder.“

Käsebleich hockte Jermo im Kerker. Er sah so jämmerlich aus, als hätte er schon seit Wochen nichts mehr gegessen.

Meister Tschaar machte auf dem Absatz kehrt und wollte gerade gehen, da drehte er sich noch einmal um und deutete auf Alelia. „Kleines Fräulein, du kommst jetzt mit mir. Die Sache muss dein Bruder alleine regeln – mit sich und den Avocas. Ich erteile dir strengstes Höhlenverbot. Du weißt, der Eingang wird mit Kameras überwacht.“ Tschaar griff nach Alelias Schulter.

„Lassen Sie mich. Ich komme freiwillig mit.“ Alelia riss sich los. Trotzig folgte sie Tschaar. Noch einmal sah sie zu ihrem Bruder. Mit weit aufgerissenen Augen hockte der arme Kerl hinter den Gitterstäben. Auch wenn sich Jermo bescheuert benahm, wusste sie, dass sie ihm helfen musste. Sonst würde er glatt verdursten.

Alelia blieb dicht an Tschaars Seite. Er durfte keinen Verdacht schöpfen, aber eigentlich wusste sie schon ganz genau, was sie tun musste.

Die meisten Laikaren standen immer noch draußen auf dem Platz vor der schwebenden Stadt. Aufgeregt unterhielten sie sich.

Die Verletzten werden es überleben, schnappte Alelia auf. Nur ein paar Kratzer, sagte ein anderer. Tschaar fuhr sich über den Kopf und versuchte, seine lodernden Mandarinenhaare zu bändigen.

In dem Trubel bog Alelia zum Vorratszelt ab. Jeder konnte sich hier nehmen, was er wollte. Trotzdem sah sich Alelia heute zweimal um. Niemand sollte sehen, wie sie die Leiter hinaufkletterte. Im Inne-

ren des Zelt es strahlte ein blaues Licht. Hier drinnen war es kühl-schrankkalt, nur nachts, wenn die Temperaturen draußen eisig wurden, fühlte es sich im Vorratszelt warm an. Alelia steckte drei Tuben Wasser-konzentrat ein. Die mussten nur mit Sauerstoff ange-reichert werden. Das Wasser würde für zwei oder drei Wochen reichen. Ganz bestimmt war das genug. Dann fischte sie noch eine kleine Box Voll-nahrung aus dem Regal. Dreißig Tage stand darauf. Alelia schüttelte sich bei dem Gedanken an das eklige Pul-ver. Sicherlich, es lieferte alle Energie, Nährstoffe und Vitamine, die man brauchte, war abwechslungsreich und ausbalanciert. Aber Vollwert-nahrung schmeckte einfach widerlich – dieser Ech-sengeschmack. Igitt! Alelia verstaute die Box und die Tuben in ihrer Jac-kentasche. Vorsichtig schlich sie aus dem Vorratszelt. Niemand nahm von ihr Notiz. Natürlich konnte sie nicht einfach zurück in die Höhle marschieren. Die Kameras am Eingang erfassten jeden Winkel. Zum Schutz der jungen Avocas blieb der Höhleneingang keine Sekunde unbewacht. Aber Alelia kannte einen anderen Weg. Oben auf dem Berg hatte sie ihn ent-deckt. Ein senkrechter Schlot führte von dort in die Höhle hinunter, genau genommen in die Nachbar-höhle. Aber da gab es einen winzigen Verbindungs-gang, den noch niemand versiegelt hatte.

Alelia schlich aus dem Vorratszelt und duckte sich neben die letzte Zeltkuppel. Sie drehte sich noch einmal um, bevor sie das kurze Stück hinüber zum rostroten Berg spurtete.

Alelia kletterte die Rinne zwischen den Sandstei-nen hinauf. Schnell war sie hinter den Felsen ver-schwunden. Jetzt konnte sie niemand mehr sehen. Natürlich war es verboten, die Stadt alleine zu ver-lassen, aber für ihren Bruder musste sie es riskieren. Er

hatte doch nur noch sie und sie nur ihn.

Wie jeden Tag brannte die Sonne. Alelia wusste nicht, wie es sich anfühlte, keinen Durst zu haben. Aber sie hatte gelernt, ihren Durst zu zügeln. Sie musste das Wasser für Jermo sparen. Wer weiß, wie lange Tschaar ihn schmoren lassen wollte.

Bald zog sich Alelia mit den Händen die Felsen hinauf und nach einer Stunde hatte sie den Gipfel erreicht. Sie musste nur noch das Plateau überqueren. Dort hinten führte der Schlot hinunter in die Höhle. Alelia passte gerade hinein. Mit den Händen stützte sie sich links und rechts ab. Sie spürte die Wand an ihrem Rücken schaben. Nach vorne blieb ihr gerade noch genug Luft, um zu atmen. Mit den Füßen suchte sie Halt. Schritt für Schritt kletterte sie in die Tiefe. Ihre Hände schrappten über die scharfen Kanten der Felsen. Es war ihr egal, dass sie sich die Haut aufschürfte. Jermo brauchte ihre Hilfe.

Auch wenn Alelia nur ein Jahr älter war, sorgte sie sich wie eine Mutter um Jermo. Ihre Eltern waren bei einem Unfall ums Leben gekommen, als Jermo noch nicht einmal laufen konnte. Alelia hatte nur verschwommene Bilder von Mama und Papa in ihrer Erinnerung gespeichert. Jetzt war der ganze Clan ihre Familie. Jeder kümmerte sich um Jermo und Alelia.

Alelia kletterte immer tiefer in den Schlot. Endlich fühlte sie den Boden unter ihren Füßen. Nur noch den Gang entlang, dann hatte sie es geschafft. Bestimmt wartete Jermo längst auf sie. Immer musste sie ihrem kleinen Bruder aus der Patsche helfen. Ihr Computer warf nur noch einen matten Schein durch den Gang. Sie hätte ihn längst aufladen müssen. Keine zwei Meter weit konnte sie sehen.

Da stupste sie jemand in die Seite. Alelia schrie auf. Sie riss ihren Computer herum. Die Lampe

strahlte das bärengesichtige Avoca an. Seine großen Augen musterten Alelia neugierig.

„Musst du mich so erschrecken? Hau ab!“

Auf allen vieren kroch Alelia durch den Gang. Sie hatte kein gutes Gefühl, den Atem des Avocas in ihrem Nacken zu spüren. Aber das Tier ließ sie in Ruhe, hatte den Nasenstüber von vorhin bestimmt nicht vergessen. Nach einer Biegung mündete der Gang hinter einer Säule in die Haupthöhle. Alelia machte sich ganz dünn und quetschte sich an der Säule vorbei. Das Avoca schnaubte gelangweilt und trabte zu seinen Gefährten, die vorne am Eingang spielten.

„Alelia!“, rief Jermo vorwurfsvoll. „Wo warst du so lange? Ich habe solchen Durst!“

„Ein Danke wäre wohl das Mindeste.“ Seufzend setzte sich Alelia auf einen Felsvorsprung. „Hier hast du Wasserkonzentrat. Und wenn du willst, gehen wir gemeinsam hinaus. Ich halte dir die Avocas vom Leib. Sie tun dir nichts, ganz bestimmt nicht. Manche von ihnen sind richtig süß.“

„Aber ihre Zähne. Hast du dir die Zähne schon einmal angesehen? Die sind größer als bei einem ausgewachsenen Tiger. Und mit ihren Klauen können sie dich glatt aufschlitzen.“

„Quatsch, die wollen doch nur spielen.“

„Ich will aber nicht aus Versehen von so einem Vieh umgebracht werden.“

Alelia schüttelte den Kopf. Jermo war wirklich ein hoffnungsloser Fall. „Die Avocas tun dir nichts. Soll ich eines herholen? Dann lernst du es kennen.“

Quietschend sprang Jermo auf und drückte sich in die hinterste Ecke seines Verschlags.

„Ist schon gut. Dann eben nicht.“

Plötzlich krachte ein Donnern durch die Höhle. Schüsse schlugen zurück. Das waren große Flasher,

nicht die kleinen Dinger. Laikaren schrien. Das Hölenecho vermischte den Lärm zu einem unverständlichen Brei. Und dann war alles still. Alelia drückte sich an das Gitter des Verschlags. Ihr Atem stockte. Jer-mo klammerte sich an ihren Arm.

4 DAS RASENDE AVOCA

Ich wusste, das konnte nicht gutgehen. Noch nie hatten sich das himbeerrote Avoca und Muunabat verstanden. Muunabat war eigentlich ein friedfertiges Avoca, soweit Avocas friedfertig sein konnten. Rangos Gesicht schimmerte schweißnass und fahl. Er wurde im Sattel auf und ab geschleudert. Ein souveräner Avoca-Jockey sah anders aus. Ich weiß, es war ein bisschen gemein, aber ich freute mich, dass Rango eine lächerliche Figur machte. Sein himbeerrotes Avoca schoss fauchend auf Muunabat zu, näherte sich ihm von hinten. Wie immer ignorierte Muunabat das Tier. Er wollte keinen Streit. Aber als das himbeerrote Avoca mit der Pranke nach Muunabat schlug und ihn dummerweise auch noch mit seinen Krallen streifte, explodierte er. Ein Zucken wie durch eine Stahlfeder spannte seine Muskeln. Muunabat hatte sich aufgerichtet und hob seine Lefzen. Ich vergaß immer wieder, wie groß Muunabats Fangzähne waren. Sein Schwanz peitschte wütend über den Boden und seine sonst so niedlichen Knickhohren hatte er aufgerichtet. Ein wütendes Knurren drang aus sei-

ner Kehle. Rango fingerte mit einer Hand am Gürtelkarabiner, um seinen Wanda zu lösen. Ein Griff, der ihm wahrscheinlich geläufiger war als viele andere. Doch irgendwie wollte es nicht klappen. Seine Finger rutschten ab. Noch nie hatte ich meinen starken Bruder so ängstlich gesehen. Und ausgerechnet Jurlan sah zu. Es machte mir richtig Spaß, auch wenn es das nicht sollte.

Das himbeerrote Avoca ließ sich nicht einschüchtern. Dumm war es auch noch. Es erwiderte Muunabats gebleckte Zähne und trat lauernd von einem Bein aufs andere.

Sichtlich interessiert beobachtete Jurlan, was da passierte. Er strich sich mit Daumen und Zeigefinger über seinen Walrossbart und schnalzte mit der Zunge. Mama war käsebleich. Ihr Mund stand offen. Und Papa trat wie Rangos Avoca von einem Fuß auf den anderen. Da schnappte das Himbeerfarbene nach Muunabat. Das hätte es besser nicht getan. Muunabat wich aus und drehte sich blitzschnell. Ansatzlos schlug er mit seiner Linken zu. Das Himbeerrote wurde zur Seite gerissen, umgepustet wie eine Serviette im Wind. Rango konnte seine Füße nicht rechtzeitig aus den Steigbügeln lösen. Er hing noch im Sattel, als das Himbeerrote Rangos rechtes Bein unter sich begrub.

„Nein“, schrie Mama und schlug so fest auf das schwebende Kühltablett, dass es abschmierte und zerschellte.

„Wow“, entfuhr es Jurlan.

Zum ersten Mal war mir nicht klar, ob ich das wirklich für meinen Bruder wollte.

Als das himbeerrote Avoca wieder aufsprang, hing Rango immer noch im Steigbügel. Zornig fauchte es Muunabat an. Muunabat rann der Speichel aus dem

Maul. Seine Zähne schlugen aneinander. Die Avocas auf der Koppel fauchten und stampften. Wenn eines der Tiere zu kämpfen anfang, ließen sich die anderen kaum zurückhalten.

Mama sank wachstuchbleich zu Boden. Ohnmächtig lag sie neben den Scherben des Tablett. Dabei sollte sie sich nicht aufregen. Nach ihrem Herzinfarkt vor neun Jahren hatte der Arzt sie vor Aufregung gewarnt.

Papa riss seinen Flasher vom Gürtel. Er ließ den roten Schieber für maximale Leistung nach vorne schnalzen und zielte auf Muunabat. Warum auf Muunabat? „Nein!“, schrie ich.

Rango hing wie ein lästiges Anhängsel vom Rücken des Avocas. Sein rechtes Bein war verdreht. Rango wurde einfach nur hin und her gerissen. Er schrie. Ein braunrot geflecktes Avoca griff Muunabat von hinten an. Muunabat schlug mit seinem buschigen Schwanz um sich und fegte das Tier zur Seite.

Papa zielte immer noch mit dem Flasher. Muunabat bewegte sich viel zu schnell. Und doch hörte ich das kurze metallische Klicken der Zielerfassung. Der Flasher hatte Muunabat im Visier.

„Nein, Papa!“

Da sauste eine Hand von oben auf Papas Flasher. Jurlan schlug ihm die Waffe aus der Hand.

„Spinnt du, Ervan? Da hast du zwei ausgezeichnete Wettkampf-Avocas gezüchtet, die dir ein Vermögen einbringen, und nun willst du sie einfach abknallen. Ich zahle den dreifachen Preis für das Gescheckte und das Himbeerfarbene. Lass sie doch laufen. Und wenn eines dabei draufgeht, dann ist es sowieso zu schwach.“

„Rango“, murmelte Papa und dann hob er seine Hände zum Himmel „Rango“, schluchzte er.

Die Tiere fetzten sich wie Bestien.

Rango hing nur noch wie ein nasser Sack auf dem himbeerroten Avoca. Er schrie nicht mehr.

Verdammt, das wollte ich nicht. Rango sollte seine Abreibung bekommen, wie ein Trottel dastehen, aber ihm durfte doch nichts passieren. Er war mein Bruder. Ohne nachzudenken, schwang ich mich über die Glaswand der Koppel und rannte auf die Tiere zu. Natürlich sollte man das nicht tun, wenn sie kämpften. Ich sah nur noch ein Knäuel aus Klauen, Zähnen und Fell. Sandwolken stoben zwischen den Tieren auf.

Ich zückte meine Quappa und ließ den dünnen Faden mit der Nesselspitze schnalzen.

„Bakoo“, rief Papa. Das tat gut. Es war so ziemlich das Netteste, was Papa in den letzten Jahren zu mir gesagt hatte. Nein, nicht meinen Namen, den rief er oft, besonders wenn ich Dinge zu erledigen hatte. Ich meine der Ton, der jetzt in Papas Stimme lag. Es klang wie „Mein lieber Bakoo, komm doch zurück, pass auf dich auf, bring dich nicht in Gefahr. Ich liebe dich.“ Na ja, der letzte Satz war vielleicht ein bisschen dick aufgetragen, aber es tat gut, dass sich Papa Sorgen um mich machte. Sonst zählte immer nur Rango.

Ich war fast bei den Tieren. Ich würgte, musste mich fast übergeben. Avocas stanken, wenn sie sich aufregten, ansonsten rochen sie ganz manierlich. Das Schnalzen meiner Quappa schienen die Tiere nicht einmal zu hören.

Da fiel mit einem dumpfen Schlag Rango auf den Boden. Seine Füße hatten sich aus den Steigbügeln gelöst. Wie ein Zementsack lag er neben den rasenden Tieren. Ich stürzte zu ihm und packte ihn an den Händen. Die Avocas trampelten, fauchten und schlü-

gen mit ihren Schwänzen um sich. Ich zerrte Rango zur Seite. Ein wenig zumindest. Mann, war der schwer. Muunabat musste mir helfen. Ich pfiﬀ. Ein hoher lang gezogener Ton, der dann schnell abfiel. Ich pfiﬀ noch einmal und dann ein drittes Mal. Tatsächlich, Muunabat löste sich aus der Staubwolke. Sein weißes Fell war wüstenrot. Er schüttelte sich. Ein Zentner Sand fiel von ihm ab. Fauchend fletschte Muunabat seine Zähne. Er schlug mit seinen Pranken nach den anderen Tieren. Mit schweren Schritten kam er auf mich zu.

„Muunabat, hier!“ Ich pfiﬀ noch einmal.

Lammfromm sah mich das riesige Tier, das jetzt direkt vor mir stand, aus seinen Kulleraugen an. Die Ohren hatte er wieder friedlich abgeknickt.

„Platz!“ Sanft drückte ich Muunabat auf die Schnauze. „Mach schon Platz, du Raufbold.“

Ein tiefer Laut fuhr aus seiner Kehle. Es klang wie ein Seufzen, das sagen wollte: „Muss ich jetzt schon mit dem Spielen aufhören?“ Aber er gehorchte.

Ich rannte auf die andere Seite von Muunabat, stützte mich mit den Füßen an seinem Hals ab und zog Rango zur Hälfte über Muunabats Rücken. Für einen Moment schlug mein Bruder die Augen auf und murmelte ein erstauntes „Du?“

Ich hatte gute Lust, Rango sofort wieder abzuladen, aber wenigstens lebte der Blödmann noch. Ich schwang mich hinter ihm auf Muunabat und ließ mein Avoca aufstehen. Muunabat stank furchtbar und machte einen bedächtigen Schritt. Da tauchte das himbeerrote Avoca aus der Sandwolke des Kampfgetümmels auf. Fauchend und geifernd stürzte es sich auf uns. Das Vieh hatte es wirklich auf Muunabat abgesehen. Sofort richtete Muunabat seine Ohren auf. Ich spürte, wie sich sein Fell sträubte. Er spannte die

Muskeln an. Muunabat würde springen. Da konnte er nichts. Er hatte keine Angst vor dem Himbeerroten, auch wenn es fast einen Kopf größer war.

Aber jetzt durfte Muunabat nicht kämpfen. Ich trieb ihn an. Er sollte laufen. Ich klatschte ihm mit der flachen Hand auf die Seite. Muunabat sträubte sich. Natürlich verstand er nicht, warum er nicht kämpfen durfte. Und zum ersten Mal seit Jahren hatte ich Angst, dass Muunabat mir nicht folgen würde.

Das himbeerrote Avoca riss seinen Rachen auf. Ich zuckte zurück.

„Muunabat!“

Und dann schnellten Muunabats Muskeln zusammen wie gekappte Stahlseile. Muunabat sprang und rannte los. Seine Hinterbeine rasten im Stakkato auf und ab. Wir flogen über Sand und Felsen hinaus in die Wüste. Im Moment war mir egal, in welche Richtung Muunabat rannte. Ich konnte ihn nicht lenken. Mit beiden Händen musste ich Rango festhalten.

„Halt, langsamer!“

Muunabat hörte nicht auf mich. Sand peitschte mir ins Gesicht. Ich hatte meine Sandmaske nicht aufgesetzt. Und jetzt war es zu spät dafür.

„Muunabat“, schrie ich. Muunabat rannte weiter. Warum hörte das Tier nicht auf zu laufen? Da sah ich den Grund schräg hinter uns. Das himbeerrote Avoca versuchte, uns den Weg abzuschneiden. Es war genauso schnell wie Muunabat, machte vielleicht sogar einige Meter gut. Es hatte auch keine Reiter zu tragen. Es jagte uns und gab die Richtung vor.

Mit jedem Schritt schlug Rango auf und ab. Er stöhnte schwer. Er brauchte dringend Hilfe.

Immer weiter trieb uns Rangos Mistvieh in die Schlucht. Dort vorne war Endstation. Ich durfte keinen Kampf der Avocas riskieren. Es gab nur eine

Chance, einen einzigen Versuch. Ich zog meine Quappa aus dem Gürtel und drückte den Nesselgiftregler nach oben. Nur noch eine letzte Ladung blieb mir. Ich hatte wieder einmal vergessen, meine Quappa aufzuladen. Ich dachte nie daran, denn eigentlich verwendete ich das Nesselgift nie. Ich musste das himbeerrote Vieh genau an der Schnauze treffen. Nur dort konnte das Nesselgift seine Wirkung entfalten. Sein Fell war viel zu dick.

Sanft lockerte ich den Druck meiner Beine. Augenblicklich reduzierte Muunabat das Tempo. Das hatten wir wirklich oft trainiert. Muunabat tat, was ich wollte. Das war für ein Avoca, das noch nicht angepasst war, keineswegs selbstverständlich.

Sofort war das himbeerrote Tier bei uns. Seine Krallen schlugen nach mir. Es musste meine Quappa gesehen haben, die ich jetzt in der Faust schwang. Ich hatte mittlere Fadenlänge eingestellt. Bei zu langem Faden verhedderte sich die Peitsche zu leicht. Mir blieb nur ein einziger Versuch. Schon an der Schnauze hinter der Nasenspitze war das Fell zu dicht.

Das Avoca schnappte nach mir. Ich warf mich zur Seite und ließ meine Hand mit der Quappa vorschnellen. Der Faden war viel zu dünn, um ihn zu sehen. Aber ich spürte sofort, ich hatte die Nasenspitze des Avocas getroffen.

Das himbeerrote Avoca stieß einen lauten Schrei aus. Dann brach es betäubt zusammen. Das Nesselgift der Quappa wirkte in Sekunden, wenn die Tiere rannten oder kämpften und ihr Blut durch die Adern schoss.

Ich ließ Muunabat abdrehen. Gemächlich trabten wir zurück zur Tellois-Station. Rango hatte seine Augen jetzt geöffnet, aber er sagte kein Wort. Stumpf starrte er geradeaus. Er hielt sich das rechte Bein, so

gut es eben ging. Bei jedem Schritt Muunabats stöhnte Rango auf.

Als wir uns der Koppel näherten, riss Jurlan die Arme hoch und schrie: „Dieses Avoca ist der absolute Wahnsinn. Es hat das Zeug zu einem echten Champion. So eines gibt es höchstens alle zehn Jahre.“

Meine Mutter war aus ihrer Ohnmacht erwacht. Ganz bleich hing sie an Papas Arm und starrte auf Rango.

Papa sagte wieder dieses „Bakoo“. Diesmal hieß es bestimmt: „Ich bin stolz auf dich, mein Junge. Das hast du großartig gemacht. Du bist ein Held.“ Ja, so in etwa.

Nach einer kurzen Pause fügte Papa hinzu: „Wie geht es dir, Rango?“

Mama schluchzte und Rango stöhnte auf. Viel lauter als vorhin, dieser Simulant. Vielleicht hätte ich ihn doch ...

Papa öffnete die Koppelschleuse. Die drei eilten zu uns. Mama hechelte nach Luft. Sie wollte Rango von Muunabat heben. Natürlich schaffte sie es nicht alleine. Papa half mit. Und selbst Jurlan war sich nicht zu schade, Rango an den schmutzigen Stiefeln zu packen und in unser Wohnhaus in den Notfallraum zu tragen. Der war gut ausgestattet. Das brauchte man hier draußen, denn bis Gazmata flog man mit einem gewöhnlichen Trooper fast einen Tag.

Ich streckte mich und kralte Muunabat hinter den Ohren. Muunabat senkte seinen Kopf und hielt ganz still. Er atmete ruhig und gleichmäßig. Ich sagte nichts. Wir brauchten keine Worte, um uns zu verstehen.

Ich überlegte abzuhausen, jetzt, wo die anderen drinnen im Haus waren. Aber ändern würde das

nichts. Nach dieser Stunt-Show würde sich Jurlan bestimmt nicht von seinem Wunsch abbringen lassen, Muunabat zu besitzen.

„Du warst einfach zu gut“, schniefte ich und dann rannen mir Tränen übers Gesicht. Jurlan würde uns überall finden.

5 FREMDES EIGENTUM

Ein weiterer Schuss ließ die Höhlenwände zittern. Und dann blieb alles still. Jermo krallte seine Finger in Alelias Arm. Er schluchzte. Sein Körper zuckte wie von Fieberkrämpfen geschüttelt.

„Ich muss nachsehen, was passiert ist“, sagte Alelia mit brüchiger Stimme. Sie versuchte, ruhig zu atmen, um Jermo zu beruhigen. „Kommst du mit?“

Jermo krallte sich am Käfiggitter fest.

Alelia drehte sich wortlos um und ging. Ihr kleiner Bruder war wirklich ein Angsthase. Keines der Avocas näherte sich Alelia. Die Tiere schienen zu verstehen, dass die Lage ernst war. Nicht einmal das Avoca mit dem Bärengesicht stupste sie an. Alelia drückte sich ganz dicht an die Wand. Lautlos schob sie sich weiter, obwohl ihr die blöden Kameras jetzt wirklich egal waren. Sie duckte sich in den Höhleneingang.

Der ganze Clan stand auf dem Platz vor den schwebenden Wohnkuppeln versammelt. Sie hatten sogar die drei verletzten Gorgonen-Jäger auf ihren Krankenliegen herausgeschoben. Und außen herum standen Männer des Bromstar-Sicherheitsdienstes. Es

waren bestimmt hundert oder mehr. Alelia erkannte sie sofort. Sie trugen diese hellblauen Uniformen mit dem orangefarbenen Stern der Bromstar-Mining, der größten Minengesellschaft auf Cambrium. Bromstar-Mining beutete Bromatium-Vorkommen auf Cambrium aus und hatte Wohlstand auf den Planeten gebracht – zumindest für die, die davon lebten. Bromstar-Mining hatte das verschlafene Nest Gazmata, in dem früher nur ein paar Händler und Glücksritter lebten, zu einem interstellaren Weltraumhafen gemacht. Glitzernde Türme mit überdachten Palmenstränden boten ein Leben in Wohlstand und Luxus für die Reichen. Alelia hatte von Leuten gehört, die noch nie in ihrem Leben einen einzigen Fuß in den Wüstensand gesetzt hatten. Alelia liebte den weichen Sand, der sich allen Formen anpasste und Cambrium seine Farben gab: Tausende von Rottönen, die nirgendwo sonst im Universum vorkamen. Und gleichzeitig hasste sie den Sand, der in alle Ritzen kroch, jeden Tropfen Wasser gierig in sich aufzog und bei Sturm Hautfetzen vom Gesicht raspelte. Aber niemals konnte sie sich ein Leben ohne Sand vorstellen.

Die Leute von Bromstar-Mining waren mit einem riesigen Transportgleiter gekommen. Wofür brauchten sie den? Die Sicherheitsleute trugen ihre großen Flasher an einem Gurt über den Rücken geschwungen, als hätten sie noch nie einen Schuss abgegeben. Die Laikaren blickten in eine einzige Richtung. Dort stand ein hagerer Mann. Er trug einen beigen Anzug, ordentlich gebügelt. Einen bunten Stoffstreifen trug er um den Hals und den Strohhut hatte er mit Bändern unter dem Kinn zusammengebunden. Was war das für einer? So konnte man doch nicht in der Wüste herumlaufen. Sicher irgend so ein Sesselpupser aus der Verwaltung. In seiner rechten Hand hielt er

ein Megafon. In der anderen wedelte er mit einem gebundenen Stapel Papier.

„Liebe Freunde“, fing er in Laikawa an, der Sprache der Laikaren. Nur die wenigsten Siedler beherrschten die Sprache der Laikaren. Immer wieder wurden die Laikaren aufgefordert, die interstellare Einheitssprache zu lernen. Wissenschaftler hatten diese besonders einfach zu erlernende Sprache erfunden, um die Verständigung der Völker zu fördern.

Trotz der freundlichen Ansprache brumnten ein paar Laikaren unzufrieden. Alelia kannte niemanden, der die Minengesellschaften mochte. Und Bromstar-Mining war die größte unter ihnen, vielleicht auch die gierigste. Doch als die Männer des Bromstar-Sicherheitsdienstes wie auf Kommando ihre Flasher vom Rücken schwangen, verstummte jeder Protest.

Der Mann in dem komischen Anzug räusperte sich. Dann wiederholte er in Laikawa: „Liebe Freunde, wir möchten euch bitten, dieses Wüstengebiet zu verlassen. Dieses Gebiet gehört Bromstar-Mining. Lange genug haben wir euch hier geduldet. Unsere Wissenschaftler haben Bromatium-Vorkommen entdeckt, die Bromstar-Mining abbauen wird.“ Er sprach mit einem schweren Akzent, aber grammatikalisch und in der Wortwahl war sein Laikawa einwandfrei. Alelia hatte noch nie einen Siedler gehört, der akzentfreies Laikawa sprach.

Meister Tschaar löste sich aus der Gruppe der Laikaren und schritt auf den Mann mit Strohhut zu. Zwei Sicherheitsleute wollten Tschaar festhalten, aber der Mann mit Strohhut hob die Hände und gebot ihnen Einhalt.

Mit zorniger Stimme rief Tschaar: „Seit Jahrhunderten leben wir Laikaren in dieser Wüste. Sie gehört niemandem, aber wir erhalten sie als Lebensraum für

die nächsten Generationen, so wie es schon unsere Vorfahren getan haben.“

„Das stimmt leider nicht ganz. Ich habe hier die Dokumente, die belegen, dass der Südquadrant Bromstar-Mining gehört. Er wurde vor siebenunddreißig Jahren an die Bromstar-Mining verkauft. Mehrere Laikaren-Clans haben das Dokument damals unterzeichnet. Ihr könnt euch gerne überzeugen.“

Der Mann mit dem Strohhut sah Meister Tschaar nicht in die Augen.

„Niemand kann verkaufen, was einem nicht gehört. Die Wüste gehört keinem Menschen, weder Siedlern noch Laikaren. Sie ist der Lebensraum vieler Geschöpfe.“

Der Mann bog die Krempe seines Strohhuts nach unten. „Ich möchte mich nicht streiten, aber die Dokumente beweisen zweifellos, dass Bromstar-Mining der rechtmäßige Eigentümer der Wüste ist. Ich bitte Sie, das zu lesen. Es liegt mir fern, die Unwahrheit zu behaupten.“

Meister Tschaar ging auf den Mann mit Strohhut zu. Und zum ersten Mal sah Alelia im alten Tschaar den erfolgreichen Gorgonen-Jäger von früher. Er bewegte sich geschmeidig wie eine Raubkatze. Nichts schien seinen zusammengekniffenen Augen zu entgehen. Und das Knistern seiner Gedanken war fast zu spüren. Wie lodernde Flammen standen seine mandarinenfarbenen Haare ab.

Alelia zitterte. Die Wüste war ihr zu Hause. Wo sollten sie hingehen? Wo sollten sie leben? Eingesperrt in dieser Stadt, das war kein Leben für Laikaren.

Tschaar nahm dem Mann mit Strohhut den gebundenen Papierstapel aus der Hand. Konzentriert las er die erste Seite, blätterte um und überflog die

weiteren Seiten nur. Erst auf der letzten Seite blieb sein Blick hängen. Immer wieder schien er sie zu lesen.

„Sehen Sie“, sagte der Mann mit dem Strohhut und nickte. „Die ganze Wüste gehört Bromstar-Mining. Wirklich alles.“

Tschaar begann zu lachen. Ein tiefes, gurgelndes Lachen. Dann schmiss er das Dokument in den Wüstensand. Er spuckte darauf und drehte sich um.

„Diese Papier beweist gar nichts“, zischte er verächtlich.

„Sehen Sie sich das Siegel des Interstellaren Rates an!“

Tschaar hob die Oberlippe wie ein wütendes Avoca. Alelias Herz raste. Hoffentlich hatte Tschaar recht. Tschaar musste recht haben. Alelia konnte sich nicht erinnern, dass sich Tschaar schon einmal geirrt hatte. Er wusste wirklich alles.

„Das Siegel ist echt. Sie können gerne in der Auskunftsstelle des Interstellaren Rates fragen.“

Zwei Männer des Sicherheitsdienstes gingen auf Meister Tschaar zu. Diesmal hielt sie der Mann mit Strohhut nicht davon ab, nach Tschaars Oberarmen zu greifen. Mit einer Geschwindigkeit, die Alelia ihrem alten Lehrer niemals zugetraut hätte, drehte sich Tschaar zur Seite und tauchte unter den beiden Sicherheitsleuten hindurch. Er warf dem Mann im Strohhut einen abschätzigen Blick zu. „Wir haben den Interstellaren Rat nicht akzeptiert. Wir sind der Vereinigung des Interstellaren Weltenbundes niemals beigetreten.“

Jetzt packten die Männer des Sicherheitsdienstes Tschaar von hinten. Sie rissen ihn herum. Wütend starrte er sie an.

„Liebe Freunde. Die Bromstar-Mining bedauert

den Vorfall außerordentlich. Ich verspreche Ihnen, dass ihrem Herrn Tschaar nichts passiert“, hütelte der Mann mit dem Strohhut und tupfte mit einem Taschentuch seine Stirn ab.

Die Sicherheitsmänner hielten ihre Flasher jetzt lässig vor der Brust, aber es würde nur Sekundenbruchteile dauern, um Schüsse abzufeuern.

„Zur genauen Klärung des Sachverhaltes möchte ich Sie, meine verehrten Freunde, bitten, mich ins Oberste Gericht von Gazmata zu begleiten. Ich schlage vor, die Sache von den Richtern entscheiden zu lassen.“

„Betrüger“, fauchte Meister Tschaar. Er bäumte sich auf, doch die Männer vom Wachdienst hatten ihn im Griff. „Lasst mich los, ihr Verbrecher!“

Ein dritter Mann des Sicherheitsdienstes kam auf Tschaar zu und schnallte ihm ein Knebeltuch vor den Mund. Es erstickte Tschaars Proteste.

„Seien Sie doch vernünftig! Wir wollen nicht, dass Ihnen Unrecht geschieht. Bitte kommen Sie mit nach Gazmata. Bromstar-Mining zeigt sich großzügig. Wir bieten ihnen kostenlose Wohnhäuser in Gazmata an. Noch nie ist jemand durch uns zu Schaden gekommen.“

„Wir wollen in unseren schwebenden Wohnkuppeln bleiben. Mit ihnen können wir überall leben“, rief eine Laikarenfrau aus der Menge. „Ganz genau“, applaudierte ein anderer Laikare. Pfiffe gellten über den Platz.

Der Mann im beigen Anzug lüftete seinen Strohhut. Noch einmal wischte er sich mit dem Taschentuch über die Stirn. „Meine Freunde, ich bitte Sie, seien Sie doch vernünftig! Es soll nicht Ihr Schaden sein. Bromstar-Mining kümmert sich um Sie. Sie erhalten kostenlos neue Wohnungen, obwohl wir dazu

nicht verpflichtet wären. Unsere Anwälte haben das genauestens geprüft.“

„Wir bleiben in unserer schwebenden Stadt!“

„Wir leben weiter in der Wüste.“

„Das geht leider nicht. Vor ein paar Jahren hatten wir so einen Fall. Jener Laikaren-Clan nahm das großzügige Wohnungsgeschenk der Bromstar-Mining an und ist nach ein paar Wochen doch wieder zurück in seine Wohnkuppeln gezogen. Der Clan behinderte damals massiv unseren Bromatium-Abbau. Bromstar-Mining hat dadurch viel Zeit und Geld verloren.“

Die wütenden Rufe der Laikaren wurden immer lauter. Die Avocas schienen die Aufregung zu spüren und brüllten.

Der Mann im Strohhut rieb sich nervös die Hände. „Meine Freunde, ich möchte Sie um Ruhe bitten. Lassen Sie uns die Sache friedlich lösen. Bromstar-Mining ist auf Ihrer Seite. Bromstar-Mining sorgt für Wohlstand. Ohne uns wäre Cambrium immer noch ein bedeutungsloser Außenplanet.“

Alelia zitterte. Sie krallte sich am rostroten Felsen fest. Diese Männer hatten kein Recht, ihnen die Wüste wegzunehmen. Ein paar Sicherheitsleute schossen mit ihren Flashern in die Luft. Elektrowolken zischten über die Köpfe der Laikaren. Der Bromstar-Sicherheitsdienst war dafür bekannt, mit Härte vorzugehen.

„Meine Freunde, ich freue mich, dass Sie mit uns nach Gazmata kommen, um die Sache vom Obersten Gericht klären zu lassen. Gerechtigkeit liegt im Interesse von Bromstar-Mining.“

Der riesige Transportgleiter öffnete seine Ladeklappe. Im Inneren war er mit Sitzbänken bestückt. Genug für den ganzen Laikaren-Clan.

„Wenn Sie nun bitte mitkommen möchten.“ Der

Mann mit dem Strohhut wies auf den Transportgleiter.

Mit ihren Flashern im Anschlag trieben die Bromstar-Sicherheitsleute den ganzen Clan in den Transporter. Die Laikaren hatten keine Chance, sich zu widersetzen.

Auf einmal kam Leben in Alelia. Sie musste Jermo holen.

„Halt! Wartet!“ schrie sie. „Mein Bruder und ich kommen mit.“ Aber niemand schien sie zu hören.

Alelia raste zurück in die Höhle. Die jungen Avocas stoben zur Seite. Alelia donnerte mit den Zehen gegen einen Felsen. Tränen schossen ihr in die Augen. Verdammst, das war jetzt wirklich egal.

„Jermo, komm! Wir müssen mit.“

Ihr bescheuerter Bruder antwortete nicht einmal.

„Die warten nicht auf uns.“

Nur noch dort um die Kurve, dann war sie bei ihm. Jermo hockte immer noch in dem Verschlag und gab die Tür nicht frei.

„Komm sofort raus!“, befahl Alelia.

Stumm schüttelte Jermo den Kopf.

„Die nehmen den ganzen Clan mit. Wenn wir nicht dabei sind, bleiben wir alleine in der schwebenden Stadt zurück.“

„Ich geh nicht an den Avocas vorbei.“

„Du kommst mit!“ Wütend riss Alelia die Gittertür auf, packte ihren Bruder am Handgelenk und zerrte ihn einfach mit – mitten durch die Herde der halbwüchsigen Avocas nach draußen. Jermo wimmerte. Keines der Avocas wagte sich auch nur in ihre Nähe.

„Siehst du, mit den Tieren gibt es überhaupt keine Probleme.“

Jermo klapperte mit den Zähnen. Er klammerte

sich an seine Schwester. Sie mussten sich beeilen. Verflücht noch mal. Die Bromstar-Männer würden bestimmt nicht warten. Sie wussten ja nicht einmal, dass Alelia und Jermo noch hier waren.

Da erschütterte eine gewaltige Explosion die Höhle. Die Avocas brüllten. Alelia zuckte zusammen. Panik raste durch ihren Körper. Sie hatte keine Kontrolle mehr über ihre Beine, die einfach nur liefen, raus aus der Höhle. Jermo stolperte kalkweiß hinter seiner Schwester her.

Als sie den Ausgang der Höhle erreichten, hing eine riesige Sandwolke über der Stadt. Keine Wohnkuppel war mehr zu erkennen. Der Sand hatte alles verschluckt. Der Transportgleiter schwebte darüber und gewann rasch an Höhe. Der orangefarbene Stern der Bromstar-Mining funkelte heiter an der hellblauen Bordwand des Transportgliebers, als wäre es nichts weiter als ein Kreuzfahrtschiff.

„Halt! Wartet! Wir sind noch hier.“ Alelia warf ihre Arme in die Luft. Sie schrie so laut ihre kleine Stimme konnte.

Doch der Transportgleiter wurde immer kleiner und war bald nur noch ein entfernter Punkt am Himmel.

Alelia riss das Gatter auf und rannte aus der Höhle. Jermo klebte an ihr. „Sie sind weg. Sie haben uns vergessen“, stotterte Alelia. Sie ließ sich auf einen Stein fallen und starrte dem Transportgleiter fassungslos nach. Jermo heulte.

Es war Alelia egal, dass die jungen Avocas durch das offene Höhengatter nach draußen trabten. Sie schienen ihre neue Freiheit in der Wüste zu genießen. Die ganze Herde verschwand hinter der nächsten Düne.

Allmählich lichtete sich die rote Sandwolke. Die

schwebende Stadt lag in Schutt und Asche. Dort, der Schrotthaufen musste der Versammlungsraum gewesen sein, in dem sie vorhin noch Unterricht bei Meister Tschaar hatten. Die Wohnkuppeln waren bis zur Unkenntlichkeit zersplittert. Sonnenkollektoren lagen herum, Kuppelscherben glitzerten in der Sonne. Metallteile sahen wie abgebissen aus.

Jermo schluchzte: „Was machen wir jetzt?“

Alelia zuckte nicht einmal mit den Schultern. Sie hielt ihren Kopf in die Hände gestützt. Sie schluckte die Tränen hinunter. Ihr Bruder durfte nichts merken. Sie war für ihn verantwortlich. An ihre Eltern konnte sie sich nicht mehr erinnern, nur das Gefühl verlassen zu werden, hatte sich ganz tief eingegraben. Nie mehr würde sie es vergessen. Es tat so weh. Alelia griff nach Jermos Hand und hielt sie fest.

„Wenn uns die Sandgorgonen fressen?“

„Mach dir keine Sorgen, Jermo. Hier gibt es keine Sandgorgonen.“ Doch so einfach ließ sich der Gedanke nicht aus Alelias Kopf streichen. Sie hatten keine schützende Kuppel mehr, in der sie Sicherheit fanden. Nichts war ihnen geblieben. In ein paar Stunden würde die Sonne untergehen und die lebenswichtige Wärme hinter dem Horizont versinken.

„Wir übernachten in der Höhle“, beschloss Alelia.

„Ich geh nicht zu den Avocas.“

„Die sind doch alle weg.“ Alelia deutete auf die Düne, hinter der die Avocas verschwunden waren.

Wenigstens hatte Alelia noch die Vollnahrung bei sich und ein paar Tuben Wasserkonzentrat. Für die nächsten ein, zwei Wochen würde das reichen, aber dann? Sie hatte noch nie alleine Wasser gefunden.

Da stupste Jermo sie von hinten an. Er kitzelte sie an der Seite.

„Lass das. Ich muss nachdenken.“

Jermo sagte gar nichts. Er heulte ununterbrochen.

„Hör endlich auf!“

„Ich mach doch gar nichts“, schluchzte er

Und wieder spürte Alelia, wie Jermo sie kitzelte. Ärgerlich griff sie mit der Hand hinter sich. Dafür hatte sie jetzt wirklich keine Nerven.

Alelias Hand fühlte weiches Fell. Das war nicht ihr Bruder, der sie kitzelte. Erschreckt fuhr sie herum. Das junge Avoca mit dem Bärenkopf bohrte seine Schnauze in ihre Seite. Mit großen, dunklen Augen sah es sie an.

„Was machst du hier? Willst du bei uns bleiben?“

Das Avoca legte seinen Kopf zur Seite.

Alelia kraulte das Tier unter dem Kinn. Das mochten alle Avocas. Es hielt ganz still. Zwischen den Lefzen blitzten seine knallweißen Zähne. Die Klauen an seinen Pranken hatten noch nicht ihre volle Länge erreicht. Trotzdem war jede einzelne scharf wie ein Küchenmesser.

Jermo schrie auf.

Das Avoca brüllte.

6 SCHLECHTE NACHRICHTEN

Ich weiß nicht, wie lange ich mit Muunabat auf der Koppel stand, ein halbe Stunde oder eine ganze. Sein Fell war auf der Höhe meiner Augen ganz feucht. Ich hatte Papa nicht bemerkt. Er stand plötzlich hinter mir: „Komm bitte rein, Bakoo. Wir müssen mit dir reden. Wir haben eine schlechte Nachricht.“

Ich wagte nicht mir vorzustellen, was passiert sein könnte. Rango hatte sich mir gegenüber immer wie ein Idiot aufgeführt, aber er war mein Bruder. Zeit seines Lebens hatte dieser Trottel Glück gehabt. Warum sollte sich das ausgerechnet jetzt ändern? Schweigend trottete ich hinter Papa her. Auch er sprach kein Wort. In der Lounge saß Mama auf dem Sofa. Zusammengesunken hielt sie ihr Gesicht in die Hände gestützt. Das Sofa schien Mama zu verschlucken. Sie schluchzte. Ich schluckte.

„Was ist mit Rango?“

„Beide Beine hat er sich gebrochen“, bemühte sich Papa um einen nüchternen Ton, aber ich sah, dass er mit den Tränen kämpfte.

„Und sonst?“, fragte ich. „Ist er wieder bei Bewusstsein?“

Papa schüttelte den Kopf. „Sonst nichts. Aber es sind ziemlich komplizierte Brüche. Im Moment ist nicht klar, ob er jemals wieder auf einem Avoca reiten wird.“

Mit bebender Stimme sagte Mama: „Jurlan hat gesagt, dass er ihn nicht mitnehmen will. Mit einem Krüppel kann er nichts anfangen, so hat er sich ausgedrückt. Alles auf der Avoca-Schule dreht sich um die interstellare Meisterschaft zum Jahreswechsel. Dabei hat sich Rango nichts sehnlicher gewünscht, als auf diese Schule zu gehen. Sein ganzes Leben lang wollte er immer nur mit Avocas arbeiten, nichts anderes.“ Mama schluchzte.

Am liebsten wäre ich einfach hinausgerannt. Dass ich auch Avoca-Jockey werden wollte, war Mama entgangen. Sie ahnte es nicht einmal. Alles drehte sich nur um Rango.

Papa runzelte die Stirn. „Wir haben so viel Geld in Rangos Ausbildung gesteckt. Die Vorbereitungskurse haben ein Vermögen gekostet. Und jetzt soll alles umsonst gewesen sein?“

Ich beschloss zu bleiben, um die Niederlage meines Bruders auszukosten.

„Ja, ist schon schlimm für den Armen.“ Ich freute mich auf das dämliche Gesicht meines Bruders. Endlich saß ich am längeren Hebel.

Mama schniefte.

Papa trommelte nervös mit den Fingern auf den Couchtisch.

„Vielleicht ist es besser so“, legte ich nach.

Mama reckte sich augenblicklich kerzengerade auf: „Was soll das?“

„Avocas sind gefährlich Tiere. Ich meine, wenn er

herunterfällt. Vielleicht sollte er besser etwas anderes lernen.“

Papa schlug mit der Faust auf den Tisch und herrschte mich an: „Untersteh dich!“

Erschrocken wehrte ich mit beiden Händen ab: „Ich meine ja nur. Es sterben doch jedes Jahr Avoca-Jockeys.“

„Dein geflecktes Avoca hat ihn angegriffen.“ Papa richtete seinen Zeigefinger auf mich.

„Nein, es war Rangos Tier, das angegriffen hat. Rango wusste doch, dass sich die beiden Tiere nicht mögen.“

„Bakool“, sagte Mama und sah mich dabei streng an, sodass ich nicht zu widersprechen wagte. „Wo ist Jurlan?“, versuchte ich das Thema zu wechseln.

„Er kümmert sich um deinen Bruder und bringt es ihm schonend bei.“

„Aha“, nickte ich tonlos. Es war eine bittere Pille, dass ich meinen Bruder noch ein weiteres Jahr hier zu Hause aushalten musste. Aber seine Niederlage war mir die Sache schon wert. Innerlich jubelte ich.

Da betrat Jurlan die Lounge. Er strich seinen Schnauzbart glatt und strahlte übers ganze Gesicht. Dann steuerte er auf mich zu. Jetzt blieb er direkt vor mir stehen. Ich sah nervös zur Seite. Was wollte er von mir? Es war wirklich nicht meine Schuld gewesen.

„Ich kann nichts dafür.“

Jurlan holte mit seiner Hand aus, ganz weit. Er würde mir eine schallende Ohrfeige verpassen. Das würde ich nicht mit mir machen lassen. Und wenn er der wichtigste Mann des ganzen Universums wäre!

Seine Hand sauste auf mich herab. Aber sie kam nicht wie erwartet von der Seite, sondern direkt von oben. Jurlan klopfte mir auf die Schulter!

„Bakoo, du bist ein verdammter Teufelskerl. Wer hätte das gedacht?“

Jurlan kannte meinen Namen? Er lobte mich? Papa sah Jurlan fragend an und Mama vergaß zu schniefen. Ich muss ziemlich verwirrt ausgesehen haben.

„Wie du das Avoca gebändigt hast und geritten bist, das war absolute Weltklasse“, röhnte Jurlan.

Die Worte schmeckten süß wie Zuckerwatte.

„Ich will dir keine Flausen in den Kopf setzen. Du wirst hart arbeiten müssen. Der Weg ist steinig und nur die allerwenigsten erreichen das Ziel. Aber warum nicht du?“

Wie? Was?

Mama tupfte sich die Tränen aus dem Gesicht. Papa kaute auf der Unterlippe, als würde er nicht ganz verstehen, worum es ging.

Ich konnte auch nicht glauben, was ich da hörte. Wollte Jurlan damit etwa sagen, dass ich ...

„Bakoo“, sagte er feierlich, „ich bringe dich auf die Avoca-Schule. Dich und die beiden Avocas, das himbeerrote und dein geflecktes. Ich glaube, ihr gebt ein ordentliches Team ab.“

Mir fiel die Kinnlade herunter.

„Und Ervan, du bist wirklich ein gerissener Hund. Zuerst spannst du mich mit deinen Avocas auf die Folter, zeigst mir die besten erst ganz zum Schluss. Und jetzt die Sache mit Bakoo. Ich muss sagen: Hut ab.“

Ich kannte Papa seit fünfzehn Jahren. Er mochte alles Mögliche sein. Er arbeitete hart und war auf ganz Cambrium einer der besten Avoca-Züchter. Aber ein gerissener Hund war er bestimmt nicht. Dazu war er viel zu ehrlich. Und bluffen und lügen konnte er überhaupt nicht. Man sah ihm richtig an, wie die Gedanken in seinem Kopf Saltos schlugen.

„Ja, schon, aber...“

„Aber, aber, was ist los mit dir, Ervan? Für die beiden Avocas zahle ich den fünffachen Preis. Und Bakoo bekommt eine erstklassige Ausbildung in der Avoca-Schule. Es würde mich nicht wundern, wenn er eine steile Karriere als Jockey hinlegt.“

„Das ist großartig, Herr Jurlan“, sagte Mama lahm. Bestimmt überlegte sie längst, wie sie es Rango schonend beibringen konnte.

Ich wollte schreien und springen und jubeln. Es fühlte sich an, als würde glühende Lava durch meine Adern fließen. Das war kein Punktsieg, den ich über Rango errungen hatte. Nein, das war ein phänomenales K. o..

„Wir freuen uns so für dich, mein Junge“, sagte Mama, aber sie meinte etwas anderes. Von Muunabat hatte ich gelernt aus den Augen zu lesen.

Papa reichte mir die Hand und schüttelte sie förmlich. Mit tonloser Stimme sagte er: „Ich gratuliere und wünsche dir viel Erfolg.“ Das klang so überzeugend wie die Glückwünsche zum achtzigsten Geburtstag eines noch nie gemochten Erbonkels. Dann eben nicht. Irgendwie war es mir im Moment egal, was Mama und Papa dachten. Es war mein Augenblick.

„Und was wird aus unserem Rango, Herr Jurlan?“, fragte Mama. Das war wohl die einzige Sache, für die sie sich interessierte.

„Ja, was wird aus ihm?“, echote Papa.

Jurlan schien meine Eltern nicht einmal zu hören und wandte sich an mich: „Bakoo, du musst deine Sachen packen. Es wird ein Weilchen dauern, bis du das nächste Mal nach Hause kommst. Erfolgreiche Avoca-Jockeys sind gefragt. Die haben nicht viel Zeit, ziehen von Planet zu Planet, immer dorthin, wo die großen Rennen stattfinden.“

Mama und Papa sahen Jurlan fast vorwurfsvoll an. Sie sorgten sich mal wieder nur um Rango. Ich überlegte, wie es wäre, nie wieder auf die Tellois-Station zurückzukehren. Und das fühlte sich gut an. Ab jetzt würde ich ein anderes Leben führen. Ich stand auf und ging in mein Zimmer. Wahlos stopfte ich meine Klamotten in die Reisebox, die immer schon oben auf meinem Schrank gelegen hatte, obwohl meine Eltern nie mit uns in den Urlaub gefahren waren. Natürlich nahm ich auch mein Teleskop mit. Keine Ahnung, ob man von Gazmata aus Sterne sehen konnte, aber ohne mein Teleskop würde ich nirgendwohin gehen.

Beschwingt ließ ich meine Reisebox in die Lounge schweben. Ich fühlte mich unendlich leicht. Reglos wie Gipsfiguren saßen meine Eltern auf dem Sofa. Jurlan fläzte sichtlich zufrieden auf dem Sessel, seine Arme links und rechts von sich gestreckt. „Ervan, Ervan, das hätte ich dir gar nicht zugetraut, aber wir von der Ersten Flotte wissen, wie es läuft.“

Papa nickte mechanisch und stand auf. „Ich helfe euch, die beiden Avocas in den Gleiter zu treiben.“

Windböen trieben rote Sandwolken über den Hof. Sie brannten wie Nadeln auf der Haut. Ich zog meine Kapuze über und schob die Sandmaske vors Gesicht.

„Beeilt euch. Für heute Abend ist ein Sturm der zweiten Kategorie angekündigt.“

Jurlan winkte ab. „Kein Problem, das bisschen Wind. Wir bringen zuerst das himbeerrote Avoca in meinen Gleiter. Das Gefleckte kommt auf die andere Seite. Es ist besser, wenn wir sie trennen. Auf geht's, Bakoo.“

Ich öffnete die Koppelschleuse. Das himbeerrote Avoca stand mitten in der Herde. Es wankte noch ein wenig. Das waren die Nachwirkungen meiner Quap-

pa. Muunabat hatte sich abseits in den Windschatten der Felswand gedrückt. Es war für mich nichts Besonderes, auf die Herde Avocas zuzugehen und ein Tier herauszuholen. So etwas machte ich jeden Tag. Und doch fühlte ich mich ein wenig unsicher. Ich spürte Jurlans prüfenden Blick. Ich durfte mir keinen Fehler erlauben. Nicht jedes Avoca war clever, aber wenn man Angst hatte, dann merkten es alle.

Ich ging auf das himbeerrote Avoca zu. Es wirkte benommen. In diesem Zustand würde es mir keine Schwierigkeiten machen. Das Tier knurrte, als ich ihm den Stiel meiner Quappa in die Seite drückte. Es klang nicht gefährlich, eher verunsichert. Schwerfällig stapfte das himbeerrote Avoca neben mir her. Ich führte es aus der Koppel. Jurlan lächelte. Ich meinte, ein anerkennendes Nicken zu erkennen.

Papa klatschte. Mann, es war doch nichts Besonderes, ein Avoca von der Koppel zu holen. Das konnte jeder Stallbursche. Ohne Widerstand ließ sich das Tier in Jurlans Raumgleiter führen. Er war ein wenig niedrig für das große Avoca.

Ich eilte zurück auf die Koppel. Die Böen hatten sich zu einem üblen Sturm ausgewachsen. Ich beugte mich vornüber und rannte auf die weinrote Felswand zu. Mittlerweile hatten auch die anderen Tiere dort Zuflucht gesucht. Die ganze Tellois-Station war in eine rote Sandwolke gehüllt. Trotz meiner Sturmmaske konnte ich kaum etwas sehen. „Muunabat, komm her!“ Muunabat, der sonst auf das kleinste Zwinkern reagierte, blieb einfach an der Wand stehen. Sonst hörte er meine Stimme immer, auch wenn der Sturm noch so brüllte. Als ich bei ihm war, streichelte ich über sein sandiges Fell.

„Muunabat, komm! Wir müssen gehen.“

Muunabat hatte Augen, Nase und Ohren ge-

schlossen, so wie sich alle Avocas vor Sandsturm schützten.

„Wir beide, wir gehen zusammen.“

Muunabat wiegte seinen Kopf im Wind. Die Böen zerrten an seinem Fell.

„Beeil dich!“, schrie Jurlan durch den Sturm.

Ich drücke Muunabat sanft den Stiel meiner Quappa in die Seite. Ich zog ihn am Fell. Muunabat blieb an der Felswand stehen.

„Jetzt komme schon, du Dickkopf. Wir fliegen nach Gazmata. Wir beide werden berühmt, du und ich.“

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und streckte mich, so hoch ich nur konnte. Mit Daumen und Zeigefinger bekam ich Muunabats Ohr zu packen. Ich zog daran. Muunabat fauchte verärgert. Er blinzelte mich wütend an. Bei einem anderen Avoca hätte ich jetzt die Quappa gezückt. Aber Muunabat und ich, wir kannten uns zu gut. Ich streichelte ihn unter dem Kinn und flüsterte: „Muunabat, komm bitte mit. Es ist wichtig.“

Das große Tier brummte unwillig, aber dann folgte es mir in Jurlans Raumgleiter.

„Der ist ziemlich unverschämt“, sagte Jurlan und patschte Muunabat einen Klaps auf die Flanke. „Ich denke, wir müssen ihn bald anpassen, sonst läuft er dir aus dem Ruder. Ich habe schon Avocas gesehen, die sich innerhalb weniger Wochen vom friedlichen Reittier in Bestien verwandelt haben.“

Ich nuskelte irgendetwas gegen den Sturm. Jurlan sollte es nicht verstehen. Niemals würde ich Muunabat anpassen lassen. Das war Tierquälerei.

Papa tauchte aus der roten Sandwolke auf. Er klammerte sich an Jurlans Raumgleiter fest. „Jurlan, wollt ihr nicht auf der Tellois-Station übernachten?“

Ich fürchte, der Sturm steigt auf die dritte oder vierte Kategorie.“

Jurlan lachte. Er hatte noch nicht einmal seine Sandmaske übergezogen. „Ervan, wir von der Ersten Flotte sind doch ganz andere Dinge gewohnt. Das bisschen Wind ist kein Problem. Bakoo, lauf zu deiner Mutter! Verabschiede dich von ihr! Wir müssen los, sonst bekommt Ervan noch Angst um dich.“

Die Tellois-Station schien von einer roten Staubwolke verschluckt. Papa lief mit mir hinüber. Mama saß noch immer auf dem Sofa. Regungslos starrte sie vor sich hin.

„Mama, ich muss gehen. Jurlan wartet.“

Sie stand auf und lächelte kurz. Mama lächelte eigentlich nie. In der Wüste weht einem der Sand zwischen die Zähne, meinte sie. Vorsichtig nahm sie mich in die Arme. Es fühlte sich komisch an. Ich machte mich steif wie ein Brett. Ich weiß nicht, wann Mama mich das letzte Mal umarmt hatte. Das musste vor Ewigkeiten gewesen sein.

„Pass auf dich auf, Bakoo.“

„Klar.“

Und dann drehte ich mich um und ging. Die Reisebox schob ich lässig neben mir her. Papa kam noch einmal mit nach draußen.

„Bakoo, mach es gut! Wir sehen uns beim interstellaren Rennen. Jurlan hat uns eingeladen. Wir werden dich hier auf der Tellois-Station vermissen“, schrie Papa.

„Danke“, wollte ich noch antworten, aber hier draußen brüllte der Sturm alles nieder.

Gebückt rannte ich hinüber, dorthin, wo Jurlans Raumgleiter stehen musste. Meine Reisebox zerzte ich hinter mir her. Ich wäre beinahe gegen den Gleiter gestoßen. Man konnte kaum eine Armlänge weit

sehen. Papa klopfte mir ein letztes Mal auf die Schulter. Ich drückte mich durch die Schleuse des Raumgleiters. Hier drinnen war nicht einmal ein Grummeln des Sturms zu hören. Jurlan deutete auf den Platz neben sich.

„Setz dich, Bakoo. Ich mache noch schnell die letzten Checks, dann heben wir ab.“

Von Fluggeräten verstand ich nicht viel. Aber hier drinnen sah es ganz anders aus als in dem klapprigen Zwo18-Trooper meiner Eltern. Papa hatte immer gemeint, ich sollte lernen, wie man so ein Ding fliegt. Aber damit konnte ich mich nicht anfreunden. Eigentlich hasste ich es, in so einer Blechschachtel am Himmel zu hängen. Das trieb mir jedes Mal den kalten Schweiß auf die Stirn. Meine Eltern wären bei so einem Sturm niemals geflogen. Aber Jurlan wirkte gelassen. Er schien genau zu wissen, was er tat.

Ich versuchte, mich in dem weichen Sessel zu entspannen, der mich wie eine Muschel umschloss, und stellte mir vor, ein erfolgreicher Jockey zu sein. Mit Muunabat würde ich an den großen interstellaren Rennen teilnehmen und gewinnen. Ich schwelgte in meinen Träumen und ließ die Szenen des Triumphs immer wieder vor mir ablaufen.

Plötzlich löste sich ein Kontrollbildschirm aus dem sanften Lichterrhythmus. In knallroten Buchstaben stand auf einem Monitor zu lesen: Sturm der Kategorie vier, Kategorie fünf in Kürze erwartet. Elektromagnetische Böen im Südquadranten möglich.

Mit zitterrigem Zeigefinger deutete ich darauf: „Bei dem Wetter können wir doch gar nicht starten.“

JUGENDBUCH VON HUBERT WIEST



Die Schattensurfer – ein Jugendroman über Geheimnisse in einer vernetzten Welt

RUHL ist gut. RUHL hilft dir. RUHL weiß, was du willst.

Die 14-jährige Sansibar kann es nicht erwarten, endlich im Netzwerk von RUHL aufgenommen zu werden und alle Gedanken zu teilen. Nur ein Geheimnis will sie für sich behalten. Luan warnt sie vor RUHL, aber warum sollte sie auf ihn hören? Bestimmt nicht wegen seiner tintenblauen Augen. Und außerdem ist Luan als Dieb in die verbotene Schattenstadt geflohen.

Hochspannung um Geheimnisse in einer vernetzten Welt, Freundschaft und vielleicht ein bisschen mehr. Ab 12 Jahren.

„... Ein Hammer-Buch, nicht nur für Jugendliche“,
Andrea H.

„Die Schattensurfer haben mich so was von erwischt“,
Michaela K.

„Klasse Buch. Sehr spannend und regt zum Nachdenken an“, Jörg S.

Als Taschenbuch, E-Book und Hörbuch erhältlich

www.lomoco.de

KINDERBÜCHER VON HUBERT WIEST



Lomoco fliegt – Die galaktischen Abenteuer eines himmelblauen Haushaltsroboters Teil 1

Im Jahr 2075 gibt es fliegende Untertassen, Luftkissenschuhe, Sandwichmaschinen und Haushaltsroboter. Auch die Familie Brömstett möchte so einen Roboter kaufen. Haushaltsroboter sind schrecklich teuer und das Geld der Brömstetts reicht nur für einen gebrauchten: den himmelblauen Lomoco. Der achtjährige Fabius Brömstett schließt den kleinen Roboter sofort in sein Herz. Doch im Haushalt ist Lomoco eine echte Niete. Die Eltern wollen ihn zurückgeben. Können Fabius und seine zehnjährige Schwester Jella das verhindern?

Ein Vorlesebuch ab 6 Jahren.

Als Taschenbuch, E-Book und Hörbuch erhältlich

www.lomoco.de



Lomoco spioniert – Die galaktischen Abenteuer eines himmelblauen Haushaltsroboters Teil 2

Obwohl Lomoco so manchen Unfug angestellt hat, behalten die Brömstetts den himmelblauen Haushaltsroboter. Der achtjährige Fabius, seine Schwester Jella und der kleine Paul können ihr Glück gar nicht fassen. Doch als Lomoco und die Endurofledermaus Hugo eine Verschwörung der mächtigen HX-Roboter aufdecken, geraten sie in große Gefahr.

Ein Vorlesebuch ab 6 Jahren.

Als Taschenbuch, E-Book und Hörbuch erhältlich

www.lomoco.de



Lomoco spinnt – Die galaktischen Abenteuer eines himmelblauen Haushaltsroboters Teil 3

Nach einem Unfall benimmt sich der Haushaltsroboter Lomoco ziemlich sonderbar. Können der achtjährige Fabius, seine Schwester Jella und Hugo, die Endurofledermaus, den himmelblauen Haushaltsroboter retten? Ausgerechnet die HX-Roboter kommen ihnen wieder in die Quere und haben noch eine Rechnung offen.

Ein Vorlesebuch ab 6 Jahren.

Als Taschenbuch, E-Book und Hörbuch erhältlich
www.lomoco.de